

Un seul monde Un solo mondo Eine Welt



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Direktion für Entwicklung
und Zusammenarbeit DEZA

NR. 4 / DEZEMBER 2015
DAS DEZA-MAGAZIN
FÜR ENTWICKLUNG
UND ZUSAMMENARBEIT
www.deza.admin.ch

Privatwirtschaft Motor der Entwicklung

Bedrohte Nomaden
Schwieriger Alltag in Somalia

Humanitäre Hilfe im Clinch
Konkurrenz statt Koordination



Inhalt

DOSSIER



PRIVATWIRTSCHAFT

- 6 Privatwirtschaft – die treibende Kraft**
Der Privatsektor ist gleichzeitig Nutzniesser und Verbündeter der Entwicklungszusammenarbeit
- 10 Die geleaste Kuh**
Mikroleasing als Ausweg für arme Kleinbauern und Unternehmen im Süden, die keine Bankkredite erhalten
- 12 Kleinbauern und der globale Markt**
Interview mit Patrick Struebi, Gründer von Fairtrasa, einem Sozialunternehmen, das Biofrüchte und -gemüse aus Lateinamerika in alle Welt exportiert
- 14 Bau dir dein Eigenheim!**
Der Sozialunternehmer Francesco Piazzesi revolutioniert in Mexiko den Häuserbau für die Armen

- 16 Sonne statt Kerosin**
Ein Schweizer Fonds fördert mit Unterstützung des SECO die Verbreitung von Solarlampen

17 Facts & Figures

- 18 Drei Feinde bedrohen Somalias Nomaden**
Die Menschen in Somalia hoffen, dass Hungerkatastrophen und Gewalt bald ein Ende haben

- 21 Aus dem Alltag von ...**
Laila Sheikh und Lukas Rüttimann, Chefin und Chef Regionale Kooperation Horn von Afrika, Nairobi

- 22 Fremde Heimat – Träume voller Hoffnung**
Zahra Jibril erzählt von der schwierigen Rückkehr in ihre Heimat Somaliland und weshalb sie trotzdem bleibt

- 23 Verwarnung als Chance**
Das neue Jugendstrafrecht von Bosnien und Herzegowina ermöglicht jugendlichen Tätern die Wiedereingliederung

- 24 Die Milch von Mutter Erde**
Das Projekt BioCultura unterstützt Bauern in Bolivien bei der Anpassung ihrer traditionellen Anbaumethoden an veränderte Bedingungen

- 27 Humanitäre Hilfe im Scheinwerferlicht**
Nepal wurde nach dem Erdbeben von medialer Aufmerksamkeit und Hilfe buchstäblich überrollt, während andere Krisengebiete kaum Beachtung finden

- 30 Der Krieg, der nicht stattgefunden hat**
Carte Blanche: Marius Ivaškevičius erklärt, weshalb er vorläufig nicht mehr über die Liebe schreibt

- 31 Kunst öffnet neue Türen**
Ob Jugendtheater in Gaza oder Kulturfestival in Georgien: In Konflikt- und Krisensituationen öffnen Kulturprojekte neue Türen

- 3 Editorial**
4 Periskop
26 Einblick DEZA
34 Service
35 Fernsucht mit Nicolas Righetti
35 Impressum

Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA), die Agentur der internationalen Zusammenarbeit im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), ist Herausgeberin von «Eine Welt». Die Zeitschrift ist aber keine offizielle Publikation im engeren Sinn; in ihr sollen auch andere Meinungen zu Wort kommen; deshalb geben nicht alle Beiträge unbedingt den Standpunkt der DEZA und der Bundesbehörden wieder.

HORIZONTE



DEZA



FORUM



KULTUR



Editorial



Die Privatwirtschaft – unser Partner

Die internationalen Verhandlungen zur Entwicklungsfinanzierung und zur Post-2015 Agenda waren über weite Strecken geprägt von unterschiedlichen Vorstellungen darüber, welche Verantwortung die ärmeren Länder selber für ihre nachhaltige Entwicklung tragen und welches Engagement von den reicheren Ländern im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit erwartet werden kann.

Breiter Konsens herrschte indessen darüber, dass eine wichtige Rolle für eine Volkswirtschaft immer und überall dem Privatsektor zukommt. Dieser schafft auch in Entwicklungsländern über 90 Prozent der Arbeitsplätze und ermöglicht es den Gemeinwesen, über Steuereinnahmen die öffentlichen Dienstleistungen und sozialen Einrichtungen zu finanzieren.

Von dieser Erkenntnis wird auch ein bedeutender Teil der Arbeit der DEZA und des SECO geprägt. Die Internationale Zusammenarbeit der Schweiz unterstützt zum einen das Unternehmertum in den Partnerländern selber, etwa durch die Förderung des lokalen Finanzsektors, des Kleingewerbes oder der Berufsbildung. Zum anderen sind wir bestrebt, über Partnerschaften mit international tätigen Unternehmen zur wirtschaftlichen Entwicklung in unseren Schwerpunktländern beizutragen. Vergessen wir nicht, dass ausländische Direktinvestitionen rund 50 Prozent der internationalen Finanzflüsse in die Entwicklungsländer ausmachen und damit die öffentliche Entwicklungshilfe um ein Dreifaches übersteigen. Ausgenommen sind noch die ärmsten Länder, bei denen das Verhältnis Direktinvestitionen zu öffentlicher Entwicklungshilfe gerade umgekehrt ist.

Selbstverständlich müssen wir uns als öffentliche Entwicklungsagentur der Rollenverteilung in solchen Partnerschaften mit privaten Unternehmen klar bewusst sein. Unser Ziel ist stets, zu einer Entwicklung in unseren Partnerländern beizutragen, die Armut vermindert, die Umwelt schont und benachteiligte Bevöl-

kerungsgruppen einschliesst. Demgegenüber verfolgen private Unternehmen in ihrem Kerngeschäft nicht nur, aber in erster Linie und verständlicherweise, wirtschaftliche Interessen.

In der Praxis hat sich allerdings schon oft gezeigt, dass sich Entwicklungsziele und langfristige wirtschaftliche Interessen zum Wohl unserer Partnerländer vereinbaren lassen. So pflegt die DEZA rund 30 Partnerschaften mit mehrheitlich Schweizer Firmen, z.B. zur Verminderung des Wasserverbrauchs in der landwirtschaftlichen Produktion, zur Förderung des Zugangs von Kleinunternehmern zu Versicherungs- und Finanzdienstleistungen oder zur Verbesserung der Vorhersage von Naturkatastrophen zum Schutz vor Ernteauffällen.

Besonders ermutigend war für mich an der Entwicklungsfinanzierungskonferenz in Addis Abeba im Juli denn auch der deutliche Eindruck, dass sich heute für längerfristig denkende CEOs wirtschaftliche, soziale und ökologische Interessen nicht mehr voneinander trennen lassen. Soziale Ungleichgewichte und Übernutzung von natürlichen Ressourcen sind nicht nur schlecht für Mensch und Umwelt, sie sind auch schlecht fürs Geschäft.

In diesem Zusammenfliessen von wirtschaftlicher, sozialer und ökologischer Nachhaltigkeit liegt meines Erachtens ein Potenzial für eine noch bessere Zusammenarbeit zwischen staatlichen Akteuren, privaten Unternehmen, NGOs, Stiftungen und Universitäten. Dieser «Ausbruch aus den Silos» macht die Arbeit von uns allen zwar anspruchsvoller, aber letztlich auch wirksamer.

Manuel Sager
Direktor der DEZA

Periskop



Rei Blinky

Graffitis gegen Gewalt

(gn) San Pedro Sula, im Norden von Honduras, gehört mit 171 Morden auf 100 000 Einwohner zu den gefährlichsten Städten der Welt. Zwei sich bekämpfende Gangs verbreiten Angst und Schrecken – Drogenhandel, Korruption und Kleinkriminalität bestimmen den Alltag der Menschen. «Viele haben Angst, auf die Strasse zu gehen, weil ihnen etwas zustossen könnte», sagt der einheimische Künstler Rei Blinky. «Noch ist San Pedro aber nicht die Hölle. Hier kann man leben und die Situation verändern.» Er tut dies mit der Spraydose in der Hand. Seine bunten Graffitis sind ein wirkungsvolles Zeichen gegen das Klima der Angst – Blinky's unverkennbare Handschrift kennt man mittlerweile in ganz Honduras. In San Pedro Sula ist er längst nicht mehr der Einzige: Weitere Graffiti-Künstler sind seinem Beispiel gefolgt, in Workshops führen sie Jugendliche in die Kunst des Sprayens ein, um gemeinsam das Gesicht ihrer Stadt zu verändern. Zu den Graffitis gesellen sich neuerdings auch Worte; Merary Avila ist Mitbegründer des Ablegers von Acción Poética, einer Bewegung, die in ganz Lateinamerika Poesie auf Mauern sprayt: «Den Reviermarkierungen der Gangs setzen wir Zitate von honduranischen Dichtern entgegen.»

reiblinky.flavors.me

Lukrativer Naturschutz

(gn) Tourismus kann der Biodiversität nützen – allerdings nur unter gewissen Voraussetzungen. Mancherorts werden Naturschutzgebiete und Wildparks eingerichtet, um Touristen anzuziehen. Dadurch können gefährdete Pflanzen- und Tierarten geschützt werden. Dort, wo angereiste Menschenmassen aber Flora und Fauna gefährden, schlägt das naturschützerische Potenzial des Tourismus ins Gegenteil um.

Ein Handbuch, herausgegeben von der Konvention für Biodiversität, nennt den Einbezug der lokalen Bevölkerung in Naturschutzprojekte als zentralen Faktor für einen nachhaltigen Tourismus – weil diese als erste bemerkt, wenn sich etwas verändert. Wichtig sei deshalb, so die Autoren des Handbuchs, dass die Leute vor Ort bei Naturschutz- und Tourismusprojekten miteinbezogen werden, und ihrerseits einen Nutzen davon haben. Matt Walpole,

Direktor des World Conservation Monitoring Centre, kritisiert, dass der Naturschutz-Tourismus jährlich zwar einen Gewinn von 600 Milliarden USD generiert, davon aber bloss 10 Milliarden USD in die jeweiligen Projekte und die lokale Wirtschaft zurückfliessen: «Es ist erwiesen, dass der Nutzen einer Naturschutzzone eng verknüpft ist mit der Höhe der Investitionen, die dort getätigt werden.» www.cbd.int (tourism)

Weniger Minenopfer

(gn) Seit die Ottawa-Konvention für ein Verbot von Antipersonenminen 1999 verabschiedet wurde, ist die Anzahl der Minenopfer stark zurückgegangen: Wurden um die Jahrtausendwende laut offizieller Statistik täglich 25 Menschen durch eine Mine getötet oder verletzt, waren es 2013 noch deren neun. Weltweit waren 1999 schätzungsweise 110 Millionen Landminen vergraben, seither sind rund zwei Millionen neue dazugekommen, während gleichzeitig Tausende in aufwändiger Kleinarbeit ausgegraben und unschädlich gemacht wurden. Von 2008 bis 2013 haben Spezialisten über 1,5 Millionen Antipersonenminen entschärft und insgesamt 973 km² Land von Minen gesäubert. 2013 fanden 75 Prozent aller Entminungen in Afghanistan, Kambodscha und Kroatien statt. Bhutan, Ungarn und Venezuela konnten 2013 ihre Entminungsarbeiten abschliessen, Burundi im April 2014. Auch in Afghanistan, Kambodscha und Kolumbien, wo es in den letzten 15 Jahren am meisten Opfer gab, ging die Anzahl Vorfälle zurück. In Syrien hingegen, das die Ottawa-Konvention nicht unterzeichnet hat, verdreifachte sich die Zahl der Minenopfer von 2012 bis 2013. www.the-monitor.org

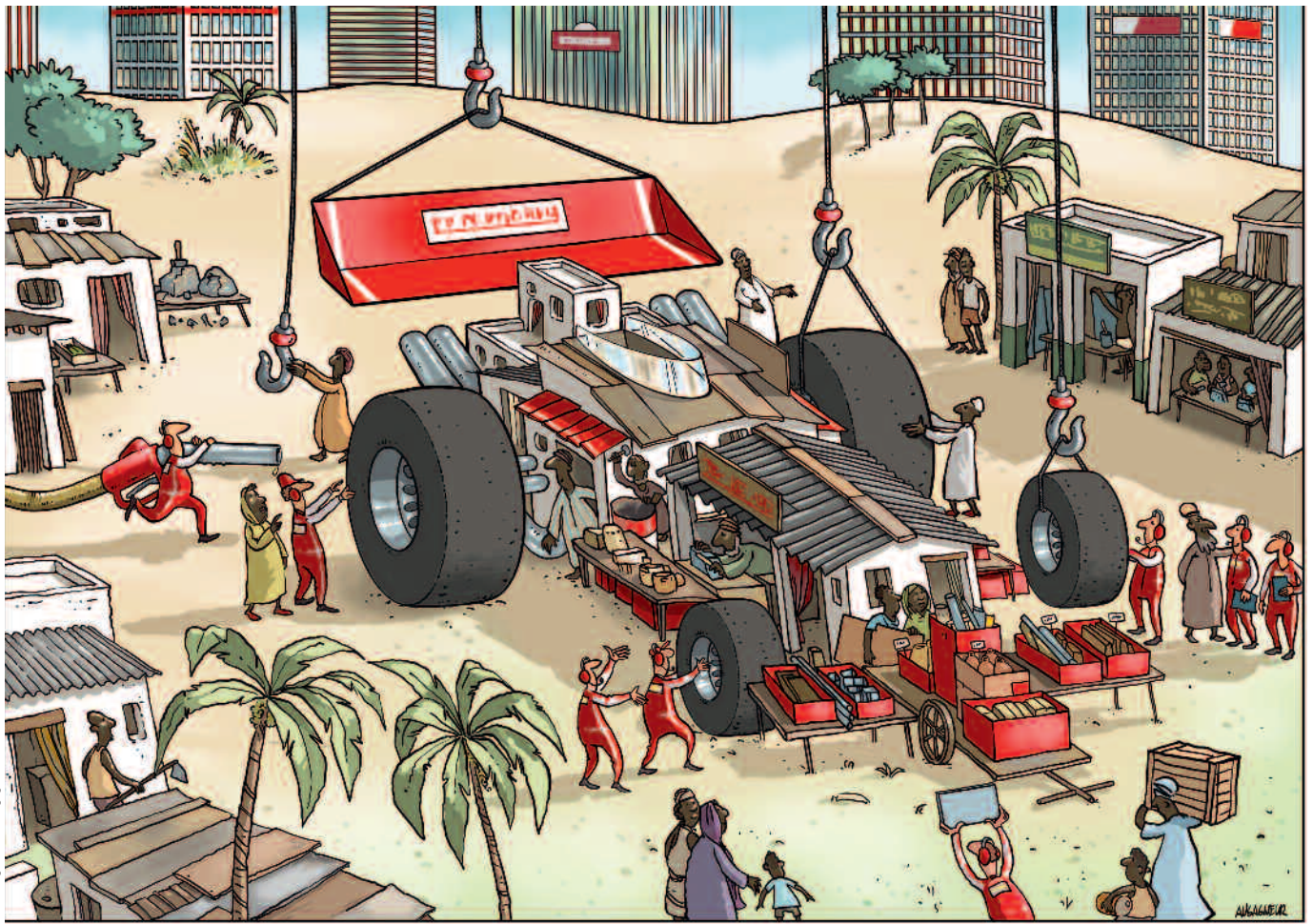
Radio aus dem Plastik-Eimer

(gn) Im Norden Ugandas erproben junge Softwareentwickler und Medienspezialisten ein neues Radiozeitalter. Obschon es im ganzen Land bereits 100 Radiostationen gibt, fehle es oft an der notwendigen Nähe zu den Menschen, finden die Initianten des Medienprojekts RootIO. Die meisten Sendungen werden auf Luganda oder Englisch moderiert, viele der insgesamt 40 Sprachen Ugandas hört man überhaupt nie am Radio. Deshalb hat sich RootIO zum Ziel gesetzt, ein Netzwerk aus zahlreichen kleinen Radiostationen aufzubauen, die ihre Programme in enger Zusammenarbeit mit der Bevölkerung erarbeiten und ausstrahlen. Damit sollen möglichst viele Uganderinnen und Ugander Zugang zu Sendungen in eigener Sprache erhalten. Bereits sind vier Prototypen einer extra



RootIO

zu diesem Zweck entwickelten Mikro-Radiostation in Betrieb: Herzstück der Anlage, die jeder selbst bauen kann, ist ein einfaches Smartphone, das an einen Sender angeschlossen wird. Das Ganze findet in einem Plastikeimer Platz, der die empfindliche Technik vor Schmutz und Wasser schützt. Als nächsten Schritt plant RootIO, die über eine App gesteuerten Programme der Mikrostationen über einen Cloudserver allen angeschlossenen Nutzern zur Verfügung zu stellen.



Zeichnung von Jean-Augagneur

Besser als die Sonne

(gn) Ein traditionelles Konservierungsverfahren ist das Trocknen von Früchten oder Gemüse. Der Dörrprozess an der Sonne braucht aber viel Zeit und führt zu Qualitätsverlusten. Die in der Agroindustrie eingesetzten Trocknungsanlagen hingegen sind teuer und brauchen viel Energie. Das indische Start-up Unternehmen Science for Society (S4S), das von einer Gruppe indischer Doktoranden gegründet wurde, hat nun ein neues Gerät entwickelt, das mit Solarenergie betrieben wird und sich auch für Kleinbauern eignet: Statt mit heisser Umluft, erfolgt der Dörrprozess direkt durch von der Sonne aufgeheizte Wärmeleiter. Auf der rund vier Quadratmeter grossen Anlage können pro Durchgang rund zehn Kilogramm Früchte,

Gemüse, Gewürze und Fische getrocknet werden. Laut Angaben der Entwickler enthalten die so verarbeiteten Produkte 45 Prozent mehr Nährstoffe, als wenn sie direkt an der Sonne getrocknet würden. Aktuell testet eine Bäuerinnengruppe die Mikroanlagen auf ihre



Praxistauglichkeit. Unterstützt wird die Entwicklung vom Umweltprogramm der Vereinten Nationen, das ein Labor zur Qualitätskontrolle der so getrockneten Produkte zur Verfügung stellt. scienceforsociety.co.in

Innovative Krebsforschung

(gn) Das Zentrum für Molekulare Immunologie (CIM) in Havanna geht in der Krebstherapie neue Wege: Mit Cimavax haben die kubanischen Forscherinnen und Forscher einen Wirkstoff gegen Lungenkrebs entwickelt, der auch präventiv als Impfung eingesetzt werden kann. Im Gegensatz zu anderen Krebstherapien, attackiert Cimavax den Tumor nicht direkt, sondern bildet Antikörper, die ein Protein binden, das der Tumor für sein Wachstum braucht. Dadurch wird er ausgehungert. «Cimavax hat das Potenzial, eine Schlüsselrolle in der öffentlichen Gesundheitsversorgung zu spielen», sagt Kelvin Lee, Forschungsdirektor für Immunologie am Roswell Park Cancer Institute in Buffalo. Nach den erfolgreich verlaufe-

nen klinischen Studien in Kuba bereitet er die Zulassung des Wirkstoffs in den USA vor. Zu dessen Vorteilen gehört auch, dass er weniger Nebenwirkungen hat. Zudem kostet eine Dosis Cimavax bloss einen US-Dollar, während man für etablierte Krebstherapien monatlich bis zu 10 000 USD zahlt. Kuba, das der öffentlichen Gesundheitsversorgung einen grossen Stellenwert einräumt, kann sich solche teuren Behandlungen nicht leisten. Dies habe dazu geführt, so Kelvin Lee, dass die Forschung am CIM äusserst innovativ sei: «Ich arbeite seit 30 Jahren als Immunologe und habe selten Impfstoffe gesehen, die so clever konzipiert sind.» Bereits haben die Kubaner denn auch weitere innovative Impfstoffe in ihrer Pipeline. www.cim.cu

Privatwirtschaft – die treibende Kraft

Viele Kleinunternehmen in Entwicklungsländern fristen ein kümmerliches Dasein. Die internationale Zusammenarbeit hilft ihnen, ihre Produktivität zu steigern und arbeitet gleichzeitig mit grossen Firmen aus dem Norden zusammen, die ebenfalls eine gewichtige Rolle im Kampf gegen die Armut spielen. Von Jane-Lise Schneeberger.



DOSSIER

Frauen sortieren in einer Fabrik in Addis Abeba Kaffeebohnen nach ihrer Qualität: In Äthiopien, dem grössten Kaffeeproduzenten Afrikas, bietet der Sektor rund 20 Millionen Menschen ein Auskommen.

Der Privatsektor ist der Wachstumsmotor. Er generiert die meisten Arbeitsplätze und Einkommen. Er liefert für die Gesellschaft unerlässliche Güter und Dienstleistungen. In den Entwicklungsländern tut er sich jedoch schwer, sein ganzes Potenzial zu entfalten. Das wirtschaftliche Gewebe besteht vor allem aus Klein- und Kleinstunternehmen sowie landwirtschaftlichen Familienbetrieben. Viele sind kaum produktiv, stellen nur wenige Personen ein und wachsen nicht. Zudem zahlen sie keine Steuern, weil sie im informellen Sektor tätig sind. So-

mit fehlen dem Staat die nötigen Mittel, um öffentliche Dienstleistungen wie das Gesundheitswesen, die Bildung oder den Bau von Infrastrukturen zu finanzieren.

Die DEZA und das Staatssekretariat für Wirtschaft (SECO) unterstützen seit langem die Entwicklung des Privatsektors. Mit verschiedenen Massnahmen stärken sie die Produktivität und Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen in ihren Partnerländern. Die Berufsbildung ist ein Schwerpunktbereich der DEZA. «Oft stimmen die Bedürfnisse

Sven Torfinn/afp

G.M.E. Akash/Paros

der Arbeitgeber mit den auf dem Markt verfügbaren Kompetenzen nicht überein», stellt Simon Juncker von der Abteilung Arbeit und Einkommen (e+i) bei der DEZA fest. Um diesen Missstand zu beheben, braucht es bei Bildungsprojekten die Beteiligung des Privatsektors. «Die Unternehmen haben die Tendenz zu meinen, dass die Berufsbildung Sache des Staates sei. Wir versuchen sie zu überzeugen, dass eine Beteiligung daran in ihrem Interesse ist, damit die Ausbildung ihren Bedürfnissen entspricht.»



Das Geschäftsklima verbessern

Komplizierte administrative Abläufe und horrenden Abgaben sind weitere Einschränkungen, die die Entwicklung des Privatsektors behindern. In vielen Ländern braucht es mehrere Monate, bis sich eine Firma registrieren kann. Mit Unterstützung des SECO helfen multinationale Organisationen diesen Staaten, reglementarische und gesetzliche Rahmenbedingungen zu schaffen, die für geschäftliche Aktivitäten günstig sind und die administrativen Abläufe vereinfachen. Auch das Steuerwesen



Viele Menschen in Entwicklungsländern finden ihr Auskommen in Kleinunternehmen, meist im informellen Sektor: Ein Junge in einer Schlosserei in Bangladesch – ein Coiffeuse-Workshop in Honduras.

Analyse und gezielte Massnahmen

Für die Entwicklung des Privatsektors braucht es auch fachliche Unterstützung. Dies ist eine Kernkompetenz der Entwicklungszusammenarbeit. Damit sei es aber nicht getan, sagt Peter Beez, Leiter der Abteilung e+i: «Es nützt nichts, den Bauern ein Bewässerungssystem zu installieren, wenn sie ihr Gemüse nicht verkaufen können. Wir müssen zuerst die Wertschöpfungskette analysieren, um herauszufinden, was ihren Zugang zum Markt behindert.» Die Gründung einer Kooperative und der gemeinsame Kauf eines Lastwagens, mit dem die Ernte in die Stadt transportiert wird, kann eine Lösung sein.

Ergänzend zur Analyse der Wertschöpfungskette setzt man oft auf die Strategie «Making Markets Work for the Poor» (M4P). Damit will man die Marktmechanismen verändern, die die Entwicklung von Kleinbetrieben hemmen. Das Programm Katalyst in Bangladesch basiert auf diesem Ansatz. So kauften Kleinbauern kein qualitativ hochwertiges Gemüse, weil es nur in grossen Verpackungen angeboten wurde. Katalyst überzeugte zwei Saatguthändler, ihre Samen in Mini-Tüten abzupacken und in den Dörfern anzubieten. Als die Kleinbauern Zugang zum verbesserten Saatgut erhielten, hat sich ihr Ertrag merklich gesteigert.

sollte man reformieren. «In einigen Ländern ist das Steuersystem dermassen komplex, dass die kleinen Unternehmen, auch wenn sie es wollten, ihren Steuerpflichten nicht nachkommen könnten. Damit fehlt der Anreiz, den informellen Sektor zu verlassen», bemerkt Liliana de Sá Kirchnopf, Ressortleiterin der Privatsektorförderung beim SECO.

Für zahlreiche Unternehmen ist der fehlende Zugang zu Finanzdienstleistungen ein Handicap. In den letzten Jahrzehnten wurden mehr als 10 000 Mikrofinanz-Institutionen (IMF) geschaffen, um auf die Bedürfnisse der Armen zu reagieren. In diesem Bereich spielt die Entwicklungshilfe oft eine wichtige Rolle als Impulsgeberin: Die Finanzspritze aus öffentlichen Geldern erlaubt den Start einer Mikrofinanz-Institution; wenn die Geschäfte rentabel werden, übernehmen die privaten Investoren. Im Weiteren fokussiert die DEZA auf die Verbesserung des Managements der IMF und auf die Entwicklung von innovativen Finanzprodukten wie der Mikroversicherung. So unterstützt sie unter anderem die Ausbildung der Kunden in finanziellen Angelegenheiten, damit diese nicht in eine Schuldenfalle geraten.

Das SECO seinerseits finanziert kleine und mittlere Unternehmen über den aus Bundesgeldern ge-

Nachhaltigkeit en vogue

Nachhaltig investieren, sogenanntes *Impact Investing*, wird immer populärer: Immer mehr Investoren suchen nach Anlagemöglichkeiten, die sich positiv auf die Umwelt oder die Entwicklung auswirken und gleichzeitig einen interessanten finanziellen Ertrag versprechen. Heute gibt es auf der Welt rund 300 Investitionsinstrumente dieses Typs, davon 106 im Bereich der Mikrofinanz. Rund ein Drittel des investierten Kapitals wird in der Schweiz verwaltet. ResponsAbility und Symbiotics in Zürich sowie BlueOrchard in Genf gehören weltweit zu den grössten Vermögensverwaltern in diesem Bereich. Diese drei Firmen gehören zu Swiss Sustainable Finance, einer Plattform, die vom SECO unterstützt wird und die Schweiz zum internationalen Zentrum der nachhaltigen Finanzierung machen will. www.sustainablefinance.ch



Chris Stowers/Paros



G.M.B. Akash/Paros

Facetten der Privatwirtschaft: Strassenverkäufer in Jakarta, Textilarbeiter in Kalkutta – weltweite Geldtransfers via Handy.



Kathrin Heims/af

Günstig dank Technik

Die Lancierung von Produkten für die Armen ist vielen Unternehmen zu riskant. Sie können sich jedoch mit einem öffentlichen Geldgeber zusammenschließen, der einen finanziellen Beitrag leistet und mit dem Umfeld vertraut ist. So hat der Telefonanbieter Vodafone, mit Unterstützung der britischen Agentur für Entwicklungszusammenarbeit, in Kenia das Zahlungssystem per Mobiltelefon M-Pesa lanciert. Ziel ist, den Kundinnen und Kunden der Mikrofinanz-Institute das Aufnehmen und Zurückzahlen der Kredite zu vereinfachen. Heute benutzen 80% der Kenianer M-Pesa, um diverse Finanztransaktionen abzuwickeln. Die DEZA finanziert aktuell ein Projekt der Berner Firma E-Savings.club und der Post von Benin. Im Mittelpunkt steht dabei die Förderung von Mikrokrediten, die sich an traditionellen afrikanischen Spargemeinschaften orientieren.

spiesenen Entwicklungsfonds «Swiss Investment Fund for Emerging Markets» (Sifem). «Der Auftrag von Sifem ist nicht die Profitmaximierung. Deshalb kann er auch mehr Risiken eingehen als private Fonds und beispielsweise in Start-ups investieren», erklärt Liliana de Sá Kirchnopf. Seit seiner Gründung 2005 hat Sifem zur Schaffung und Aufrechterhaltung von 342 000 Arbeitsplätzen beigetragen.

Partnerschaft mit Multis

Während der Privatsektor im Süden von der Entwicklungszusammenarbeit profitiert, ist jener im Norden zu einem Partner geworden: Um den Kampf gegen die Armut zu beschleunigen, bemühen sich die Geberländer seit Beginn des neuen Jahrtausends um Allianzen mit grossen Unter-

nehmungen. Die DEZA engagiert sich in rund 30 sogenannten öffentlich-privaten Entwicklungspartnerschaften (PPDP), hauptsächlich mit multinational tätigen Schweizer Firmen. «Es ist natürlich nicht unsere Aufgabe, für diese Firmen neue Märkte in den Ländern des Südens zu öffnen», unterstreicht Jean-Christophe Favre, Berater in der Abteilung In-



Nescafé-Fabrik in Dongguan City, China. – Die DEZA unterstützt multinationale Konzerne wie Nestlé bei der Verbesserung ihrer Produktionsstandards, z.B. in Bezug auf Umwelt- und Ressourcenmanagement.

stitutionelle Partnerschaften bei der DEZA. «Wir verfolgen zwei Ziele: Einerseits wollen wir für die Realisierung der Entwicklungsziele zusätzliche Ressourcen erschliessen, finanzielle und andere; andererseits unterstützen wir die Unternehmen, auf die Bedürfnisse der Ärmsten zu reagieren sowie bei der Entwicklung von Geschäftsmodellen im Bereich Gesellschaft und Umwelt.»

Projekte unter Beobachtung

In Vietnam, zum Beispiel, hat die DEZA mit Nestlé zusammengespant: im Rahmen eines Pilotprojekts wurde der Wasserverbrauch für die Bewässerung der Kaffeepflanzungen um 60 Prozent reduziert. Ein anderes PPDP, das mit der Rückversicherungsgesellschaft Allianz Re abgeschlossen wurde, hat zum Ziel, in sieben asiatischen Ländern ein Mikroversicherungssystem einzurichten: Mit Hilfe von innovativer Satellitentechnologie will man die Reisbauern bei Ernteverlusten schnell entschädigen können.

Die NGOs aus dem Bereich der Entwicklungszusammenarbeit verfolgen das Aufkommen von Partnerschaften mit dem Grosskapital aufmerksam. «Wir sind nicht grundsätzlich gegen die PPDPs», versichert Peter Niggli, ehemaliger Geschäftsleiter von Alliance Sud. «Wenn es darum geht, einen Multi dazu zu bringen, seine Betriebsabläufe zu modifizieren, um beispielweise Wasser zu sparen, ist das eine gute Sache. Es darf aber nicht sein, dass die PPDPs öffentliche Aufgaben an die Akteure der Privatwirtschaft delegieren.»

Langfristige Interessen

Auf multinationaler Ebene nimmt die Schweiz an Prozessen teil, die zum Ziel haben, die soziale Verantwortung von Unternehmen zu fördern. Dazu gehört der im Jahr 2000 von der UNO lancierte Global Compact, dem bereits rund 8300 Firmen aus 170 Ländern beigetreten sind. Sie haben sich verpflichtet, zehn universelle Prinzipien betreffend Menschenrechte, Arbeitsbedingungen, Umweltschutz und Korruptionsbekämpfung, einzuhalten. «Obschon er nicht bindend ist, hat der Global Compact viel bewirkt», meint Luca Etter von der Abteilung Globale Institutionen der DEZA. «Heute machen sich die multinationalen Firmen Gedanken über die Wirkung ihrer Aktivitäten. In ihren Niederlassungen darf es keine Kinderarbeit geben und die Herkunft ihrer Rohstoffe muss klar deklariert sein.»

Das internationale Beratungsbüro Hystra unterstützt die Unternehmen bei der Verbesserung ihrer Praxis. Gemäss Jessica Graf, die Hystra in der Schweiz vertritt, realisieren die Firmen, dass es in ihrem eigenen Interesse ist, Entwicklung zu fördern: «Um Gewinne zu erzielen, müssen die multinationalen Firmen in einem gesunden Umfeld operieren. Sie benötigen qualifizierte Arbeitskräfte, die motiviert und bei guter Gesundheit sind. Gleichzeitig müssen ihre Lieferanten produktiv und kompetent sein.» ■

(Aus dem Französischen)

Ehrgeizig und teuer

Die Realisierung der künftigen Ziele für eine nachhaltige Entwicklung (SDGs) wird viel kosten. Nach Schätzungen der Konferenz der Vereinten Nationen für Handel und Entwicklung, wird man in den Entwicklungsländern jährlich zwischen 3300 und 4500 Milliarden USD investieren müssen. Das sind 2500 Milliarden mehr als die Beiträge, die für die von den SDGs anvisierten Sektoren aktuell aufgewendet werden. Die internationale Hilfe und die Mobilisierung der lokalen Ressourcen können nur einen kleinen Teil davon finanzieren. Der Rest muss aus dem privaten Sektor kommen. Dieser ist aufgerufen, seine Investitionen beträchtlich zu erhöhen, insbesondere bei der Infrastruktur, der Nahrungssicherheit und den Massnahmen gegen den Klimawandel.

Die geleaste Kuh

Arme Bauern und Unternehmer erhalten keine Kredite und können deshalb nicht in Produktionsmittel investieren. Das Mikroleasing bietet einen Ausweg. In Kenia ist das von Swisscontact lancierte Projekt ein grosser Erfolg. Nun wird es in weiteren Ländern Ostafrikas und in Lateinamerika eingeführt.



Mit dem Leasing ihrer ersten Kuh hat sich Janet Kebati Monyenyes Leben verändert: Tiere bringen sofort Ertrag und können, wenn alles gut läuft, schnell abbezahlt werden.

(jls) Die 63-jährige Janet Kebati Monyenye ist Bäuerin im Kisii County in Kenia. Bis 2008 baute sie Mais, Hirse und Sorghum an auf einem Stück Land, das ihrem Mann gehört. Damit verdiente sie weniger als zwei US-Dollar pro Tag; nicht genug, um in die Vergrösserung ihres Betriebs zu investieren. Eines Tages hörte Janet von einem Projekt von Swisscontact, das Kleinbauern landwirtschaftliche Güter im Leasingverfahren anbietet. Also entschloss sie sich, eine 520 US-Dollar teure Milchkuh zu leasen. Mit dem Verkauf der Milch konnte sie innert sechs Monaten die Kuh abzahlen. Auf diesen ersten Leasingvertrag folgten weitere. Heute ist Janet glückliche Besitzerin von drei Kühen, mehreren Ziegen, Hühnern und einer Pumpe zur Bewässerung ihrer Kulturen, die vielfältiger und grösser geworden sind. Sie beschäftigt zwei Arbeiter in Vollzeit und verdient 271 US-Dollar netto, fünfmal mehr als ein durchschnittlicher Bauer in Kenia.

Wie Janet, erhalten die meisten der kenianischen Kleinbauern keinen Kredit, um Werkzeuge für die Produktion zu kaufen oder ihren Viehbestand zu vergrössern. Die Banken und die Mikrofinanz-Institutionen verlangen nämlich für die Vergabe ei-

nes Darlehens eine Kautions. «Die Ärmsten besitzen weder Boden, noch Haus noch Vieh, die sie versetzen könnten. Dies betrifft insbesondere die Frauen, die kein Recht auf Grundbesitz haben. Für sie ist das Mikroleasing ideal», erklärt Gabriella Crescini, verantwortlich für Kunden- und Partnerbeziehungen bei Swisscontact.

Erfolgreicher Ansatz

Die Schweizer NGO hatte 2006 die Idee, dieses innovative Instrument einzusetzen, um die Schwierigkeiten beim Zugang zu Krediten zu umgehen. Das Mikroleasing bietet mehrere Vorteile. Der



Wichtigste ist, dass es keine Garantie braucht: Als Sicherheit dient das geleaste Gut, das solange Eigentum des Leasinggebers bleibt, bis der Kunde es vollständig abbezahlt hat. Der Leasingnehmer seinerseits kann mit den erwirtschafteten Erträgen die Monatsraten bezahlen. Bei einer Milchkuh oder bei Legehennen gibt es sofort einen Ertrag. Ein Bauer, der eine Bewässerungspumpe kauft, muss jedoch die Ernte abwarten, bis er einen Ertrag erzielen kann. Die Termine für die Rückzahlungen werden entsprechend angepasst.

Zu Beginn arbeitete Swisscontact mit einem lokalen Mikrofinanzprojekt zusammen. Aufgrund der wachsenden Nachfrage wurde 2009 unter dem Namen Juhudi Kilimo eine eigene Aktiengesellschaft gegründet – die erste Mikroleasingfirma in

In drei Jahren autark

Die 2009 gegründete Mikroleasingfirma Juhudi Kilimo ist sehr schnell gewachsen. Im Februar 2012 ist sie in die Gewinnzone vorgestossen. Seit her macht sie Profit und kann das Geld der Investoren zurückzahlen. Die Gesellschaft ist heute in ganz Kenia präsent. Die 20 Filialen beschäftigen insgesamt 140 Mitarbeiter. Seit der Gründung hat Juhudi Kilimo bereits 50 000 Leasingverträge abgeschlossen, vor allem mit Kleinbauern. Die Hälfte der Kundschaft sind Frauen. In 95% der Fälle bezahlen die Käuferinnen und Käufer ihre monatlichen Leasingraten pünktlich. juhudikilimo.com

Kenia. Die Bandbreite der angebotenen Güter wurde im Lauf der Zeit erweitert: Am Anfang waren Milchkühe, Hühner, Bienenkörbe und Bewässerungspumpen im Angebot, heute verkauft die Firma Schweine, Kaninchen, Ziegen sowie Arbeitsinstrumente wie Wassertanks, Pflüge, Ketensägen, Getreidemöhlen, Gewächshäuser oder Traktoren. Die Milchkühe sind jedoch immer noch am gefragtesten.

Export nach Lateinamerika

Aufgrund des grossen Erfolgs in Kenia führte Swisscontact das Leasingmodell auch in Uganda, Tansania und Ruanda ein. Anschliessend wurden Machbarkeitsstudien für Lateinamerika durchgeführt. In drei Ländern, wo gewisse Wirtschaftssektoren ein starkes Interesse für Mikroleasing bekundet haben, laufen Pilotprojekte: In El Salvador brauchen die Bienenzüchter neue Arbeitsgeräte,



Viele Bauern können dank Leasing landwirtschaftliche Maschinen anschaffen, die eine Produktionssteigerung ermöglichen. Früher hätten sie sich diese nicht leisten können.

Im Mikroleasingvertrag sind eine fachliche Ausbildung und eine Versicherung eingeschlossen. Die Kunden müssen eine Schulung in Tierzucht, zur Prävention von Tierkrankheiten oder zum Gebrauch der gekauften Geräte absolvieren. «Wenn die Bauern den richtigen Umgang gelernt haben, verringert sich das Risiko, dass die Kuh krank wird oder sogar stirbt. Sollte es trotzdem einmal passieren, verlieren sie nicht die Quelle ihres Einkommens, denn alle geleasten Güter sind versichert: Juhudi Kilimo liefert ihnen ein neues Rind», erklärt Gabriella Crescini.

Der Kauf eines ertragssteigernden, einträglichen landwirtschaftlichen Produktionsmittels verändert das Leben der Kleinbauern beträchtlich. Einige unter ihnen konnten ihr jährliches Einkommen verdoppeln oder sogar verdreifachen. So bringen fünfzig Legehennen zum Beispiel jährlich 600 US-Dollar ein und eine gute Milchkuh mehr als 1600 US-Dollar.

die den EU-Normen entsprechen, da Europa ihr wichtigster Absatzmarkt ist. Das Material kostet zwischen 3000 und 5000 US-Dollar. In Nicaragua möchten die Bäcker und Müller ihre Geräte modernisieren, um die Produktion zu verbessern und zu steigern; in Peru konzentriert sich Swisscontact auf die kleinen Quinoa- und Milchproduzenten in der Region Puno – erstere brauchen ein Bewässerungssystem und Dreschmaschinen, letztere mobile Melkmaschinen und Milch-Pasteurisierungsmaschinen. «Um unsere Ziele möglichst schnell zu erreichen, haben wir uns dafür entschieden, mit bereits bestehenden Genossenschaftsbanken und Mikrofinanz-Instituten zusammenzuarbeiten, statt selber ein Unternehmen von A-Z zu gründen», sagt Gabriella Crescini. Ansonsten basieren die Pilotprojekte auf den Verfahren, die sich in Kenia bewährt haben. ■

(Aus dem Französischen)

Breite Finanzierung

Mehrere Geber unterstützen die Einführung des Mikroleasing-Systems in Kenia sowie dessen Export. Credit Suisse finanzierte den fachlichen Support, der von Swisscontact vermittelt wurde, die Erweiterung der Tätigkeiten von Juhudi Kilimo sowie die Übernahme des Modells in Ostafrika. Weitere Mittel kamen von den Stiftungen Ford und Rockefeller. Investoren wie die Grameen Foundation und die Deutsche Bank haben Juhudi Kilimo Kapital gewährt. Schliesslich finanzierte die «Swiss Capacity Building Facility» (SCB) die Machbarkeitsstudien und einen Teil der Pilotprojekte in Lateinamerika. SCB wurde 2011 als öffentlich-private Partnerschaft für die Entwicklungszusammenarbeit von Schweizer Finanzakteuren und der DEZA geschaffen. Sie unterstützt Finanzinstitute in den Entwicklungsländern, damit diese die ärmsten Bevölkerungsschichten besser erreichen.

Kleinbauern und der globale Markt

Das marktorientierte Sozialunternehmen Fairtrasa handelt mit Biofrüchten und -gemüse aus Lateinamerika. Damit hilft es Tausenden von armen Bauern. Patrick Struebi, der Gründer des Unternehmens, erklärt im Interview mit Jane-Lise Schneeberger, wie sein Modell funktioniert.



Patrick Struebi wurde in Zürich geboren, wo er auch aufgewachsen ist. Nach dem Studium der Betriebswirtschaft und des Rechnungswesens, arbeitete er beim Wirtschaftsprüfungsunternehmen Deloitte. 1999 wurde er vom Rohstoffunternehmen Glencore angeheuert, wo er für Fusionen und Akquisitionen verantwortlich war. 2005 gründet Struebi Fairtrasa in Mexiko. Das Unternehmen wächst schnell: Heute gehört es mit 15 Filialen auf vier Kontinenten zu den grössten Exporteuren von Bio- und Fairtrade-Produkten in Lateinamerika. Die Gruppe kontrolliert die gesamte Wertschöpfungskette, vom Kauf bei den Kleinproduzenten bis zum Import in Europa, den USA und China. Parallel zur Führung von Fairtrasa lehrt Patrick Struebi soziales Unternehmertum an der Universität Yale in den USA.



Das Fairtrade-Label ermöglicht jenen, die den Sprung auf den Weltmarkt geschafft haben, ein gutes Geschäft: Die Oserian Farm in Kenia liefert Rosen in alle Welt und bietet rund 6000 Arbeitsplätze.

Eine Welt: Sie haben den Rohstoffriesen Glencore mit seinen zweifelhaften Praktiken verlassen, um sich im fairen Handel zu versuchen. Was hat Sie dazu gebracht, diesen grossen Schritt zu wagen?

Patrick Struebi: Meine Aufgabe brachte es mit sich, dass ich mich oft in den peruanischen Anden aufhielt, wo Glencore Zink- und Bleimineralien besitzt. Ich sah, welch hartes Leben die Bergleute führen. Infolge einer Restrukturierung verloren diese Menschen plötzlich ihre Arbeit. Das war für mich wie eine Erleuchtung: Ich realisierte, dass ich mit meiner Arbeit die Reichen noch reicher machte und die Armen noch ärmer. Ich kündigte meinen Job und reiste nach Mexiko, um gründlich über meine berufliche Zukunft nachzudenken. Nach einigen Monaten war mein Entschluss gefasst: Ich würde weiter im internationalen Handel tätig sein, diesmal jedoch im fairen Handel.

Wie lebten Sie in der Heimat jener Frucht – der Avocado – mit der Sie Ihren Handel angefangen haben?

Mexiko ist weltweit der grösste Avocado-Produzent. Ich besuchte Kleinbauern, die in sehr abgelegenen Regionen leben. Sie waren gezwungen, ihre Ernte den sogenannten Kojoten zu verkaufen – dies sind Zwischenhändler, die lächerliche Preise bezahlen. Ich half den Bauern eine Kooperative aufzubauen. Damit sie ihre Produkte in die Fairtrade-Märkte exportieren konnten, habe ich den langen Prozess der Zertifizierung angestossen. Unsere Avocados, die ersten mit dem Max Havelaar-Label, verkauften sich sehr gut. Daraufhin gründete ich das Unternehmen Fairtrasa. Der Name bedeutet Fairtrade South America, denn ich wollte von Anfang an ein System schaffen, das allen Kleinbauern in ganz Lateinamerika ermöglicht, der Armut zu entkommen. Zehn Jahre später kaufen

wir verschiedene Früchte- und Gemüsesorten von 6500 Produzenten in sieben Ländern des Subkontinents.

Fairtrasa basiert auf einem Konzept, von dem man sagt, es habe den fairen Handel revolutioniert. Was heisst das?

Zahlreiche Kleinbauern weltweit wollen ihre Ernte verkaufen, wenn möglich unter dem Bio- oder Fairtrade-Label; weil ihnen das viel mehr bringt, als wenn sie die Ernte auf den lokalen Märkten in Umlauf bringen. Doch nicht alle sind auf dem gleichen Entwicklungsstand. Die Ärmsten betreiben eine sehr rudimentäre Selbstversorgungs-Landwirtschaft. Sie befinden sich auf Stufe eins. Die Bauern auf Stufe zwei sind etwas weiter, doch noch nicht weit genug, um Zugang zu den internationalen Märkten zu haben. Auf Stufe drei findet man jene zehn Prozent der Produzenten, die gut organisiert und ausgerüstet sind und die Anforderungen der Labels erfüllen. Zertifizierungsorganisationen wie Max Havelaar arbeiten nur mit dieser dritten Gruppe zusammen. Anders ausgedrückt: mit den Reichen unter den Armen. Deshalb habe ich ein «Drei-Stufen-Entwicklungsmodell» kreiert, das uns erlaubt, auch jenen Bauern zu helfen, für die sich Max Havelaar nicht interessiert.

Wie funktioniert dies konkret?

Wir lassen die Produkte der Bauern auf Stufe drei zertifizieren und exportieren sie nach Europa oder in die USA. Die Zertifizierung hat das Leben dieser Produzenten verändert. Sie verdienen acht- bis zehnmal mehr als vorher. In Peru bezahlen die Kojoten 90 Cents für eine Kiste Bananen, während Fairtrasa dem Produzenten 6.50 US-Dollar und der Kooperative einen Dollar bezahlt. Trotz allem machen wir einen kleinen Gewinn, den wir in die Ausbildung der Bauern auf Stufe eins oder zwei reinvestieren: Agronomen beraten sie, zeigen ihnen, wie man die Qualität ihrer Früchte verbessern kann und helfen ihnen, Stufe drei zu erreichen.

Hat dieses Modell Anklang gefunden?

Leider nicht. Zahlreiche Unternehmen verkaufen in Europa Max Havelaar-Produkte, doch sie kaufen sie von Produzenten der Stufe drei. Nur auf diesem Niveau ist eine Gewinnmarge sicher. Keines dieser Unternehmen hilft den andern Bauern. Würde Fairtrasa viel Geld machen, würden uns alle kopieren, doch unser Modell ist wenig lukrativ. Wir haben aufgezeigt, dass es möglich ist, in einem kommerziellen Rahmen den Ärmsten zu helfen. Um Gutes zu tun, muss man halt auf die grossen Gewinne verzichten, deshalb gibt es nur so wenige soziale Unternehmungen.

Wie definieren Sie ein Sozialunternehmen?

Ein Unternehmen, das ein Gesellschafts- oder ein Umweltproblem mit seinen eigenen Mitteln lösen will indem es einzig die Mechanismen des Marktes nutzt. Ein solcher Ansatz ist viel nachhaltiger als die Hilfe durch karitative Institutionen, die von Spenden abhängen.



Robert Heidinger/afp

Kaffeebauer in Nicaragua: Fairtrasa unterstützt auch Produzenten, die das Niveau für den internationalen Fairtrade-handel noch nicht erreicht haben.

Diese Bewegung ist noch marginal, doch sie ist in den letzten Jahren stark gewachsen. Wie erklären Sie sich das?

Es ist eine globale Tendenz, die von der neuen Generation ausgeht. Die Jungen wollen nicht nur Geld verdienen. Sie legen Wert darauf, etwas Nützliches zu tun. Deshalb unterrichte ich soziales Unternehmertum in Yale. Die Mehrzahl der Universitäten möchte diese neue Disziplin in ihr Programm aufnehmen. Das soziale Unternehmertum muss sich weiter entwickeln, denn von dort kommen die Innovationen. Die Welt braucht nicht nur ein Fairtrasa, sondern hundert. Abgesehen davon werden nicht alle Studenten später ihre eigene Firma gründen. Sie können auch «Intrapreneurs» werden, indem sie in eine bereits bestehende Firma eintreten und versuchen, diese von innen zu verändern. ■

Netzwerk der sozialen Unternehmer

Weil die Sozialunternehmen vor allem Kunden mit wenig Kaufkraft anvisieren, haben sie auf dem Markt Mühe, sich zu etablieren. Mehrere Vereinigungen unterstützen diese Unternehmer, die die Welt verändern möchten. Das grösste Netzwerk ist Ashoka, das 1980 gegründet wurde und bereits mehr als 3000 soziale Unternehmer in 80 Ländern unterstützt. Die Ashoka Fellows werden nach strengen Kriterien ausgewählt: sie müssen ein innovatives Projekt im Sozial- oder Umweltbereich sowie handfeste unternehmerische Qualitäten vorweisen. Ashoka gewährt ihnen ein Stipendium für die drei ersten Jahre. Danach offeriert es Ausbildungen und technischen Support und hilft ihnen dabei, zu wachsen und der Kundschaft besser zu dienen. Die neuen Fellows profitieren von der Erfahrung der älteren. www.ashoka.org

Bau dir dein Eigenheim!

Für die Lösung von brennenden sozialen Problemen braucht es visionäre Ideen und pragmatische Ansätze. «Échale a tu casa!» ist solch ein Projekt, das bereits Hunderten von Familien in Mexiko ermöglicht hat, sich ein anständiges Haus zu bauen und hoffnungsvoll in die Zukunft zu blicken. Von Luca Beti.



Échale a tu casa

Échale a tu casa (3)

Mangelhafte Häuser

Laut der nationalen Kommission für das Wohnungswesen zählte man 2010 in Mexiko fast 29 Millionen Wohnhäuser – 78% davon in städtischen Gebieten, 22% auf dem Land. Dort hatten fast 66% kein fließendes Wasser, 93% waren an das Stromnetz angeschlossen und gut 68% an ein Abwassersystem. 2012 schätzte man die Zahl der Häuser mit unzureichenden Wohnbedingungen (gebaut mit mangelhaftem Baumaterial, mit zu geringer Wohnfläche und/oder ohne Anschluss an öffentliche Infrastruktur) auf über 15 Millionen. «Échale a tu casa!» hat in neun Bundesstaaten Mexikos innerhalb von fast 20 Jahren den Bau von über 30 000 neuen Häusern ermöglicht sowie die Instand- oder Fertigstellung von weiteren 150 000 Einheiten. www.echale.com.mx

Künftige Eigenheimbesitzerinnen und -besitzer werden vom Sozialunternehmen angeleitet und geschult, damit sie beim Bau ihrer Häuser selber anpacken können.

«Wer in einer Blechhütte lebt, hat keine Zukunft: Die Kinder gehen nicht zur Schule, aus Angst von den Mitschülern ausgelacht zu werden. Die Eltern finden keine Arbeit, weil ihnen niemand vertraut. Für solche Familien ist ein Backsteinhaus eine Art Wiedergeburt», sagt Francesco Piazzesi, Direktor des Sozialunternehmens «Échale a tu casa!». (Bau dir dein Eigenheim!). Mit seinen Geschwistern betreibt er das Familienunternehmen ITAL Mexicana, das sein Vater, ein italienischer Einwanderer, 1957 gegründet hat. Die Firma ist spezialisiert auf die Produktion und den Verkauf von Baumaschinen.

In Mexiko haben etwa 20 Prozent der Bevölkerung weder die finanziellen Möglichkeiten noch die handwerklichen Fähigkeiten, sich ein solides Haus zu bauen. Eine Tatsache, die Francesco Piazzesi stört: «Ich habe viele Maurer erlebt, die in Blechhütten wohnten. Das ist ähnlich paradox, wie wenn ein Fischer seine Netze in einem fischreichen Meer auswerfen würde, ohne den Hunger seiner Familie stillen zu können.»

Sozialunternehmen statt NGO

Angesichts dieser paradoxen Situation wollte Francesco Piazzesi nicht bloss Zuschauer bleiben. Er hat deshalb eine Lösung gesucht und gefunden, um den ärmsten Familien des Landes ein anständiges, sicheres und ökologisches Dach über dem Kopf zu verschaffen. Der Weg dahin erforderte wiederholtes Umdenken und mehrfach eine Neuausrichtung. 1987 gründete Piazzesi die NGO Adobe Home Aid, die den Namen einer Maschine trägt, die er zusammen mit der Universität Grenoble entwickelt hat. Dabei handelt es sich um eine Presse zur Herstellung von Ziegelsteinen, sogenannten Adoblocks. Sie werden aus einer Mischung hergestellt, die zu 90 Prozent aus Lehm, Sand und Kies sowie zu 10 Prozent aus Wasser und Zement besteht und an der Sonne getrocknet wird.

Obschon eigentlich die armen Familien des Landes von der Erfindung der Adopress profitieren sollten, kommt sie anfänglich vor allem beim Bau von Luxusvillen zum Einsatz. Adobe Home Aid gelingt es nicht, die Lebenssituation von Mexikos

Landbevölkerung in gewünschtem Mass zu verbessern. Das grösste Hindernis ist die Abhängigkeit der Armen von fremder Hilfe: Nach anfänglichem Wohlwollen sind die Industrieunternehmen nicht mehr gewillt, Material für den Bau von Häusern für Arme zu verschenken. Francesco Piazzesi muss erkennen, dass eine Maschine und Baumaterial allein nicht ausreichen, um die gewünschte Entwicklung in Gang zu bringen.

dern, wie man mit der Adopress Ziegelsteine fachgerecht herstellt.

Dank dem Einbezug der Nachbarn sind die Häuser innert zwei, drei Monaten fertiggestellt – ein Prozess der bei armen Familien ausserhalb des Projekts gewöhnlich mindestens 10 bis 15 Jahre dauert, weil es an Mitteln fehlt, um teure, industriell hergestellte Baumaterialien zu kaufen und das Haus in einem Zug fertig zu bauen.



Die Adopress wurde speziell für die Verbesserung der Siedlungsqualität von Armen entwickelt: Sie können die umweltfreundlichen Ziegelsteine aus Lehm, Sand und Kies selber herstellen.

Zusätzlich braucht es Kapital, kaufmännische Kenntnisse und weitere wirtschaftliche Unterstützungen. Deshalb verwandelt er 1997 die Nichtregierungsorganisation in ein sogenanntes Sozialunternehmen. Dies ist die Geburtsstunde von «Échale a tu casa!».

«Wir verbessern die Lebensbedingungen der armen Bevölkerung durch ein Programm, das wirtschaftlich nachhaltig und unabhängig funktioniert», erläutert Piazzesi, dessen Projekt von der DEZA im Rahmen einer öffentlich-privaten Partnerschaft unterstützt wird.

Gemeinsam stärker

«Échale a tu casa!» beruht auf vier Säulen: dem Einbezug der Gemeinschaft, der handwerklichen Schulung, der Ausbildung in finanziellen Belangen und dem Zugang zu Krediten. «Wir verteilen keine Almosen. Wer ein Haus will, muss es selber bauen, unterstützt durch unsere Experten und mit Hilfe der Gemeinschaft. Trotzdem arbeitet niemand gratis: Wer am Programm teilnimmt, verdient 18-20 Dollar pro Tag», erklärt der Direktor.

Der Aufbau erfolgt immer nach dem gleichen Muster: Zuerst wählt die Gemeinschaft ein Komitee, das die Umsetzung und längerfristige Durchführung des Projekts gewährleisten soll. Dann bringt ein Spezialistenteam von «Échale a tu casa!» den Familien bei, auch den Frauen und den Kin-

Schlüssel für Kredite und Subventionen

In den ländlichen Gegenden mangelt es weder an kräftigen Armen noch am Willen, etwas zu erschaffen, meist jedoch am nötigen Geld. Deshalb hat Francesco Piazzesi, zusammen mit der Vereinigung der sozialen Unternehmer Ashoka, die «Sociedad Financiera Comunitaria» eingerichtet, die jeweils von einem lokalen Komitee geführt wird. Familien, die beim Bauprojekt mitmachen wollen, müssen 1000 US-Dollar auf ein Konto der Sociedad einzahlen, was rund zehn Prozent der Kosten für ein Haus entspricht. «Nebst der Verbreitung der Kultur des Sparens, dient der Fonds der Gemeinschaft dazu, als Garant die Auszahlung von 40 Prozent der Bausumme aus staatlichen Fördermitteln auszulösen», erklärt Initiant Piazzesi. Der Rest wird über einen Kredit von «Échale a tu casa!» bereitgestellt. Dieses Darlehen muss innerhalb von zehn Jahren zu einem Zinssatz zwischen acht und zehn Prozent zurückbezahlt werden. Das soziale Unternehmen erzielt mit jedem fertig gebauten Haus einen Nettogewinn von 8,5 Prozent der Bausumme. Im gleichen Zug werden Arbeitsplätze geschaffen und eine nachhaltige Wirtschaftsentwicklung gefördert, wonach in den ländlichen Gebieten Mexikos dringender Bedarf besteht. ■

(Aus dem Italienischen)

Beratung und Netzwerk

2014 wurde ein Partnerschaftsprojekt ins Leben gerufen, das zum Ziel hat, 80 Sozialunternehmen zu unterstützen, die in gut einem Dutzend Länder Lateinamerikas mit armen Familien konfrontiert sind. Beteiligt sind die DEZA, Hystra (ein Beratungsunternehmen, das mit marktwirtschaftlichen Ansätzen soziale Ziele verfolgt) sowie Ashoka, ein weltweites Netzwerk sozialer Unternehmer. Ashoka erbringt für die 80 Unternehmer die gleichen Leistungen wie für seine übrigen Mitglieder: ein Stipendium über drei Jahre, technische Beratung und die Vermittlung von Kontakten zu Investoren. Hystra analysiert die entwickelten Neuerungen und unterstützt Grossunternehmen, die sich dadurch inspirieren lassen. Das PPDP wird von der DEZA kofinanziert.

Sonne statt Kerosin

Auch arme Menschen können sich heute Solarlampen leisten. In der Schweiz wurde ein Fonds lanciert, um deren Verbreitung in Afrika und Asien auszubauen. Das SECO finanziert zudem fachliche Unterstützung für die Lieferanten.



Photovoltaik auf Kredit
Noch läuft das Geschäft mit der Sonnenenergie nicht wie gewünscht: Nun soll der Verkauf von Solartechnologie in ländlichen Gebieten Asiens und Afrikas mit einer Anschubfinanzierung gefördert werden.

Bis zu 3 Millionen USD

Mehrere öffentliche und private Investoren speisen den neuen Fonds der ResponsAbility Investments AG, der für Unternehmen bestimmt ist, die Energieprodukte in Afrika und Asien anbieten. Die wichtigsten sind die Shell Foundation und die zur Weltbankgruppe gehörende Internationale Finanz Corporation. Der Fonds ist mit einem Anfangskapital in der Höhe von rund 30 Millionen USD dotiert und gewährt den Unternehmen Darlehen von einer halben bis zu drei Millionen USD. Ein integrierter Bestandteil ist die fachliche Unterstützung der Kreditnehmer, für dessen Finanzierung der Bereich Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung des SECO 500 000 CHF bereitstellt.

(jls) Rund 1,2 Milliarden Menschen haben immer noch keinen Zugang zu Elektrizität. Für die Beleuchtung brauchen sie meist Kerosinlampen, was umweltschädlich und teuer ist: Ein Haushalt gibt jährlich zwischen 50 und 150 US-Dollar für den Kauf von Brennstoff aus.

Würden Familien auf dem Land Solarlampen benutzen, könnten sie längerfristig viel Geld sparen und ihre Gesundheit schützen. Die Lieferanten haben aber Mühe, diese Produkte in abgelegenen Regionen zu vertreiben. Um ihre Tätigkeit auszubauen, brauchen sie zusätzliche Mittel. Die lokalen Banken zögern jedoch mit der Kreditvergabe an kleine und mittlere Unternehmen (KMU). In die Lücke springt der Schweizer Vermögensverwalter ResponsAbility, der auf Investitionen im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit spezialisiert ist: Er lancierte im letzten März einen speziellen Fonds, der vor allem Produzenten und Händlern von ökologischen Energieanlagen in Afrika und Asien Kredite gewährt. «Mit diesen Krediten können die KMUs weitere Bevölkerungskreise erreichen, insbesondere jene, die nicht an ein Elektrizitätsnetz angeschlossen sind», erläutert Ulli Janett, Pressesprecherin von ResponsAbility.

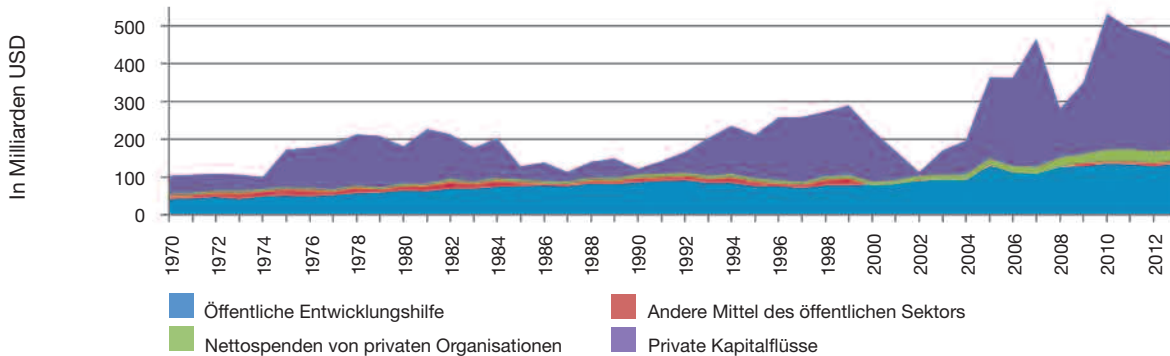
Photovoltaik auf Kredit

Um den Erfolg ihrer Unternehmen zu sichern, können die Kreditnehmer zudem von einer fachlichen Hilfe profitieren, die vom SECO finanziert wird. So helfen Berater beispielsweise bei der Ausarbeitung eines Verteilkonzepts in ländlichen Gebieten. «Unser Ziel ist die Steigerung der Kapazität der Unternehmen, damit diese besser auf die Bedürfnisse der Leute mit wenig Einkommen reagieren können. Ihre Tätigkeit kann einen bedeutenden Einfluss auf die Wirtschaft, die Gesundheit und die Umwelt haben», stellt Liliana de Sá Kirchknopf vom SECO fest. Wenn die KMUs über ein besseres finanzielles Fundament verfügen, könnten sie den armen Leuten, die nicht in der Lage sind, bar zu bezahlen, gewisse Arbeitsgeräte auch auf Kredit überlassen. Einige Vorreiter tun dies bereits. Die kenianische Firma M-Kopa bietet seit 2010 eine Anlage bestehend aus Solarpanels, drei Lampen und einer Steckdose zum Preis von 200 US-Dollar an. Der Käufer macht eine Anzahlung von 30 US-Dollar und bezahlt den Rest mit täglichen Überweisungen von 50 Cents per Mobiltelefon. ■

(Aus dem Französischen)

Facts & Figures

Die Nettoleistungen der DAC-Mitglieder an die Entwicklungszusammenarbeit 1970-2013



Die Leistungen der öffentlichen Entwicklungszusammenarbeit (ODA) der 28 Mitgliedstaaten des Komitees für Entwicklungszusammenarbeit (DAC) der OECD haben sich in den letzten vier Jahrzehnten mehr als verdreifacht; sie sind von 42 Milliarden USD 1970 auf 135 Milliarden 2013 gestiegen. Der relative Umfang hat jedoch im Vergleich zu den Beiträgen des privaten Sektors abgenommen. Diese, vor allem aus direkten Fremdinvestitionen und Portfolioinvestitionen bestehend, weisen ein exponentielles Wachstum auf. In der gleichen Zeitspanne sind sie von 48 auf 273 Milliarden USD gestiegen, mit einem Peak 2010 von 358 Milliarden USD.

Quelle: OECD

Schlüsselzahlen

- Man müsste ab heute bis ins Jahr 2030 hauptsächlich in Asien und im südlichen Afrika 600 Millionen neue Arbeitsplätze schaffen, um die auf den Arbeitsmarkt drängenden jungen Leute auffangen zu können.
- Rund 200 Millionen kleine und mittlere Unternehmen haben immer noch keinen Zugang zu Finanzdienstleistungen durch formelle Finanzinstitute.
- Nach Schätzungen wurden Ende 2013 7,1 Milliarden USD in die Mikrofinanzierung investiert. Das entspricht einer Zunahme um 68 Prozent seit 2010.
- Man zählt heute 50 000 multinationale Unternehmen gegenüber 6000 in den 1960er Jahren. Mit ihren 450 000 Zweigniederlassungen beschäftigen sie weltweit mehr als 200 Millionen Menschen.

Zitate

«Ein sozialer Unternehmer gibt sich nicht damit zufrieden, den Menschen einen Fisch anzubieten oder ihnen das Fischen beizubringen. Er ist erst zufrieden, wenn er die ganze Fischindustrie revolutioniert hat.»

Bill Drayton, Gründer und Präsident von Ashoka

«Zu Beginn sagte man mir, dass die Armen nie etwas zurückzahlen würden. Wir haben mit der Grameen Bank gezeigt, dass sie bis zum letzten Rappen alles zurückgezahlt haben.»

Mohamed Yunus, Erfinder des Mikrokredits

Links

DEZA-Netzwerk Arbeit und Einkommen (e+i)
www.sdc-employment-income.ch

SECO: Leistungsbereich Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung
www.seco-cooperation.admin.ch

The Donor Committee for Enterprise Development (DCED)
www.enterprise-development.org

Consultative Group to Assist the Poor (CGAP):
 Microfinance Gateway
www.microfinancegateway.org

Global Impact Investing Network (GIIN)
www.thegiin.org

Global Compact der Vereinten Nationen
www.unglobalcompact.org



Tom Koene/WIPac/Redux/ist

Drei Feinde bedrohen Somalias Nomaden

Das traditionelle Leben der Nomaden in der somalischen Region Puntland ist karg – und bedroht. Die Menschen sehnen sich nach Sicherheit und einer starken Zentralregierung. Von Barkhad M. Kaariye.*



Barkhad M. Kaariye

Viehzucht ist der wichtigste Wirtschaftszweig in Somalia. Die traditionelle Behausung der Nomaden, das Buul, wird für den Umzug jeweils auf Kamele verladen und am neuen Ort wieder aufgebaut.

Ado-dero liegt 70 Kilometer östlich von Garowe, der Hauptstadt von Somalias autonomer Region Puntland. Deren Wirtschaft lebt vom Handel mit den arabischen Ländern und wurde in den letzten Jahren durch die Piraten geschwächt, die von den Stränden Puntlands aus operierten. Trotzdem ist das Leben hier berechenbarer als im Rest Somalias, wo mit Ausnahme von Somaliland Anarchie und Gesetzlosigkeit herrschen. Die Menschen in Ado-dero sind Bauern und Nomaden. Sie besitzen Schafe, Kamele, Ziegen, Kühe und Pferde. Die Kamele dienen auch heute noch als Transportmittel für das Buul, die traditionelle Hütte der somalischen Hirten, die sie jeweils mitnehmen, wenn sie von einem Weideplatz zum nächsten ziehen.

«Ohne die Tiere könnten wir nicht leben. Wir betreiben kein Handwerk – sie sind unser wirtschaftliches Rückgrat», sagt Farah Esse. Der Vater von acht Kindern, dem man seine 61 Jahre nicht ansieht, ist soeben zum ersten Mal Grossvater ge-

worden. Als Familienoberhaupt ist er verantwortlich für das Wohlergehen seines Clans. Sein wichtigstes Einkommen: Milch, vor allem Kamelmilch.

Dürre und Armut

Obschon in den letzten Jahren die städtische Bevölkerung Somalias stark gewachsen ist, sind Nomadentum und traditionelle Weidewirtschaft die Lebensbasis für mehr als die Hälfte der Somalierinnen und Somalier. Während der Frühlings- und Sommerzeit haben sich rund 200 Menschen in der Umgebung von Ado-dero eingefunden. Sie sind auf die saisonalen Regenfälle angewiesen, die aber auch hier, wie vielerorts in Somalia, immer wieder ausbleiben, so dass die Brunnen austrocknen. Im ganzen Distrikt gibt es keinen elektrischen Strom – fürs Kochen brauchen die Frauen Holz, für Licht benutzt man traditionelle Petrollampen. Mehrmals im Jahr zieht Farah Esse mit dem gesamten Hausrat und den Tieren weiter, stets auf der

Suche nach frischem Gras und Wasser. «Wenn wir uns an einem Ort wie Ado-dero niederlassen, bringe ich die Milch in die Stadt – mit dem Taxi brauche ich für den Weg bloss zwei Stunden – zu Fuss sind es sieben Stunden. Aus dem Erlös der Milch kaufe ich Nahrungsmittel für die Familie, denn ausser Futter für die Tiere gibt das Land nichts her. All unser Essen kommt vom Markt, wo wir Reis, Spa-

«Manchmal sind die Batterien leer. Weil wir hier keinen Strom haben, laden wir unser Telefon in der Stadt auf.» Für Nomadinnen wie sie, ist der Sommer eine besonders arbeitsintensive Zeit: «Normalerweise schauen wir zu den Schafen und Ziegen, während die Männer für die Kamele verantwortlich sind. Aber im Sommer müssen wir Frauen zusätzlich noch die Kamele beladen, damit die Fa-

Somalia in Kürze

Hauptstadt

Mogadischu

Fläche

637 657 km²

Staatsform

Föderale Republik, seit 2012 vorläufige Verfassung

Einwohner

10,5 Millionen (Schätzung, letzte amtliche Volkszählung 1975)

Lebenserwartung

55 Jahre

Altersstruktur

51% jünger als 20 Jahre
46% zwischen 15-60 Jahre
3% älter als 60 Jahre

Sprachen

Somali und Arabisch (Amtssprachen), Englisch, Italienisch, div. lokale Sprachen

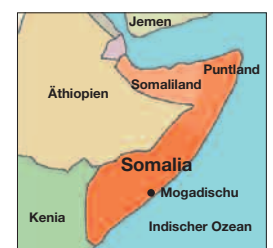
Wirtschaft

Die somalische Wirtschaft basiert grösstenteils auf landwirtschaftlicher Produktion und Remissen. Mangels staatlicher Strukturen erfolgen die meisten wirtschaftlichen Tätigkeiten im informellen Sektor. 40% des BIP stammen aus der Tierzucht; wichtigster Sektor ist der Export von Schlachttieren.

Armut

73% der Somalier leben in Armut, 58% der Kinder im Schulalter besuchen keine Schule, 32% der Erwachsenen sind Analphabeten.

Quelle: UNDP



Farah Esse und Rahma Abdulkadir wünschen sich mehr Sicherheit und Unterstützung vom Staat.

ghetti oder andere traditionelle Nahrungsmittel kaufen», sagt er. Die Kamelmilch wirft allerdings oft nicht genug ab, um die Familie zu ernähren. Wie viele Somalier, sind auch Farah Esse und seine Leute auf Geldüberweisungen angewiesen, die sie von Verwandten aus dem Ausland erhalten.

Doch nicht nur der Mangel an Geld bereitet den Menschen in Ado-dero Sorgen. Das alte Sammeltaxi, das einmal pro Tag die Verbindung in die Stadt sicherstellt, ist alles andere als zuverlässig: Immer wieder kommt es vor, dass es nicht auftaucht. Dann packt Farah Esse die Milch auf den Rücken eines Esels und macht sich zu Fuss auf den langen Weg nach Garowe. In Notfällen jedoch hat man heute auch andere Möglichkeiten: «Wenn das Auto nicht kommt und wir dringend einen Transport in die Stadt brauchen, benutzen wir das Mobiltelefon, um jemanden herzubitten», sagt die 28-jährige Rahma Abdulkadir, Mutter eines Kleinkindes. Doch auch dies sei eine Herausforderung, fügt sie hinzu:

milie von einer Gegend in die nächste ziehen kann. Zudem müssen wir weite Strecken gehen, um Wasser zu holen und es dann auf dem Rücken zurücktragen. Das ist harte Arbeit für eine Frau, aber wir müssen das tun, weil jeder im Leben seine Aufgabe hat», beschreibt sie ihren Alltag.

Mehrfache Bedrohung

Früher zogen Familien wie jene von Farah Esse oder Rahma Abdulkadir mit ihren Tieren bis nach Äthiopien oder Kenia. Dies ist heute nicht mehr möglich: Weil die Al-Shabaab Miliz, die seit 2006 gegen die somalische Regierung kämpft, auch in den umliegenden Staaten für Morde und Attentate verantwortlich zeichnet, erhöhten diese die Sicherheitsmassnahmen und verweigern den Nomaden den Grenzübertritt. Versuche, trotzdem auf die Weidegründe in den Nachbarländern zu gelangen, haben auch schon Tote und Verletzte gefordert.

Angst haben die Nomaden auch vor den 22 000 Mann der Afrikanischen Friedensmission AMISOM, die vor allem im Süden des Landes stationiert sind. Dies, weil es immer wieder zu Klagen über kriminelle Handlungen und Vergewaltigungen durch Soldaten der Friedenstruppen kommt, so dass viele Somalier heute die AMISOM-Truppen und die Polizei als Bedrohung erleben, statt als Beschützer und Helfer. Zusätzlich beeinträchtigen auch Konflikte zwischen verschiedenen Clans das Leben der Bauern und Nomaden Somalias. Die einstigen sozialen Einrichtungen und die Infrastruktur des Landes wurden durch den Bürgerkrieg verwüstet. So können sich die Verwandten eines Mörders vielerorts nicht mehr frei bewegen, weil



Christoph Goetzan/afp

Nach zwei Jahren ohne Regen wird es in der Region Oodweyne zunehmend schwierig, Tiere und Menschen mit Wasser zu versorgen.

sie befürchten müssen, dass man sie aus Rache ebenfalls umbringt – selbst wenn sie den Täter nicht persönlich gekannt haben. Deshalb leiden die Menschen in Ado-dero unter einer ständigen Bedrohung durch drei sehr unterschiedliche Feinde: Die Dürre, den Al-Shabaab-Terrorismus und die Fehden zwischen den Clans.

Hoffnung auf Zentralregierung

Trotzdem lassen sich Menschen wie Farah Esse und Rahma Abdulkadir nicht entmutigen. Sie hoffen, dass sich dereinst eine starke, gewählte Zentralregierung ihrer Probleme annimmt, für Frieden und Sicherheit sorgt und ein effizientes Wassermanagement betreibt. Dies ist die Voraussetzung, um bei den immer wieder ausbleibenden Regenfällen Dürrekatastrophen zu vermeiden. Für die Zukunft hat man in Ado-dero aber noch weitere Wünsche: Dringend notwendig wären zum Beispiel Verbesserungen im Gesundheitswesen, erwähnt Rahma Abdulkadir. In Somalia ist die Sterblichkeitsrate bei Müttern sehr hoch, weil es an ausgebildetem Personal fehlt. «Wir haben nicht genügend Gesundheitszentren. Die Frauen hier gebären meist mit Unterstützung von traditionellen Hebammen – viele verbluten während der Geburt», sagt die junge Frau, die ihr Kind ebenfalls mit Hilfe einer traditionellen Hebamme zur Welt gebracht hat.

Sie, die weder lesen noch schreiben kann, wünscht sich für ihr Land zudem eine bessere Bildungsinfrastruktur, damit ihr Kind gegenüber seinen Al-



Christoph Goetzan/afp

tersgenossen in der Stadt nicht benachteiligt ist: In Ado-dero gibt es keine Schule, die schulpflichtigen Kinder müssen bei Verwandten in der Stadt wohnen, wo sie meist bloss die Primarschule absolvieren. Auf dem Land können sich nur wenige Familien eine höhere Ausbildung für ihre Kinder leisten. Mädchen werden oft gar nicht zur Schule geschickt; sie müssen zuhause bleiben und arbeiten. Trotzdem ist auch in dieser traditionellen Gemeinschaft vieles in Bewegung. Dank der neuen Technologien seien sie mit dem Rest des Landes verbunden, sagt Farah Esse. Einige Leute in Ado-dero haben eigene Mobiltelefone und können so mit Verwandten und Freunden am anderen Ende des Landes kommunizieren. ■

(Aus dem Englischen)

**Barkhad M. Kaariye ist freischaffender Journalist in Hargeisa und berichtet für internationale Medien, wie BBC Media Action und Voice of America aus Somalia.*

Verfahrene Situation

Der 1960 gegründete Staat Somalia war ein Zusammenschluss der ehemaligen Kolonien Britisch und Italienisch Somaliland. 1969 kam es, nach der Ermordung des damaligen Präsidenten, zu einem Militärputsch. Die neuen Machthaber zettelten 1977/78 einen Krieg gegen Äthiopien an. 1991 wurde die Regierung durch rebellische Gruppen gestürzt, das Land versank zusehends in Armut und Chaos. Zu diesem Zeitpunkt löste sich die nördlichste Provinz vom Rest des Landes und erklärte die «Republik Somaliland» zum unabhängigen Staat. Obschon die Unabhängigkeit Somalilands bis heute international nicht anerkannt ist, gelang es der dortigen Regierung, eine relativ stabile Entwicklung einzuleiten. Auch das an Somaliland angrenzende Puntland ist relativ sicher, während im Rest des Landes nach wie vor Gewalt und Unsicherheit weit verbreitet sind.

Aus dem Alltag von ...

Laila Sheikh und Lukas Rüttimann, Chefin und Chef Regionale Kooperation Horn von Afrika, Nairobi

Die Projekte in Somalia betreuen wir von Nairobi aus – wir sind also sehr weit weg. Gewisse Regionen in Somalia sind aus Sicherheitsgründen nur schwer zugänglich. Deshalb finden viele Treffen mit unseren Partnern auf dem Flughafen in Mogadischu statt – auch dort bekommt man wenig von der somalischen Realität mit. Um in dieser Situation sicherzustellen, dass die Gelder bei jenen ankommen, für die sie bestimmt sind, brauchen wir besondere Kontrollmechanismen und eine enge Zusammenarbeit mit anderen Gebern, der somalischen Regierung sowie lokalen Partnern. Ein Vorteil ist, dass Somalis sehr reisefreudig sind und unsere Partner oft nach Nairobi kommen. Feldbesuche in Somaliland und Puntland sind möglich und erlauben uns zumindest einen Teil der somalischen Realität direkt zu erleben. Natürlich hoffen wir, dass die Sicherheitssituation in weiteren Regionen bald besser wird, so dass wir auch andere Projekte besuchen können.

Seit einem Jahr leiten wir gemeinsam das Kooperationsbüro der DEZA in Nairobi. Wir sind ein eingespieltes Team: Zuvor haben wir uns bereits während vier Jahren die Stelle als stellvertretende Leiter des Kooperationsbüros in Jerusalem geteilt und weitere zwei Jahre die stellvertretende Leitung der Schweizer Botschaft in Nairobi. Für uns sind die neue Durchlässigkeit zwischen Diplomatie und Entwicklungszusammenarbeit im EDA sowie die Möglichkeit zum Job-Sharing ein Glücksfall – beruflich wie privat: Laila hat eine diplomatische Ausbildung, Lukas arbeitet seit 2004 für die DEZA. Das ergibt spannende Perspektiven für unsere Karrieren: Wir ergänzen uns und können voneinander lernen. Auch unser Privatleben mit den beiden Kindern kommt nicht zu kurz. Obschon es viel schwieriger ist, den Job zwischendurch mal ganz auf der Seite zu lassen, seit wir hier die Gesamtverantwortung tragen. Dafür ist die Tatsache, dass man Entscheide gemeinsam fällt und die Arbeit auf zwei verteilt ist, ein stressreduzierender Faktor.

In Bezug auf Somalia steht oft die Sicherheit zur Debatte: Die Frage, ob Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an einem Meeting vor Ort teilnehmen oder ob es zu gefährlich ist, muss aufgrund der aktuellen Situation immer wieder neu beurteilt werden. Die Arbeit in fragilen Ländern geht nicht ohne ausgiebiges Risikomanagement. Trotz neuer Verfassung und gewählter Regierung, kommt es immer wieder zu kriegerischen Handlungen und Terroranschlägen. Trotzdem will man in Somalia, über die humanitäre Hilfe hinaus, künftig auch Staatsaufbau und Entwicklung fördern. Dies das



DEZA

Versprechen des «New Deal for Somalia», der im September 2013 von der somalischen Regierung und den westlichen Gebern verabschiedet wurde. Inwieweit es eingelöst werden kann, ist schwer zu sagen. Der Findungsprozess zwischen den Gebern untereinander sowie mit den somalischen Behör-

«Die Arbeit in fragilen Ländern geht nicht ohne ausgiebiges Risikomanagement.»

den ist noch in vollem Gang. Auch die Schweiz engagiert sich im Rahmen dieses Konsortiums. Darüber hinaus wollen wir, zum Beispiel mit Qualifikations-Trainings im Gesundheitssektor, rasch und unkomplizierte Weiterbildung anbieten, damit die Verantwortlichen ihre Aufgaben wie Spitalplanungen oder die Berechnung von Gesundheitskosten überhaupt wahrnehmen können.

Der Bedarf an Unterstützung ist immens – schnelle Fortschritte darf man nicht erwarten. Der Aufbau wird Jahrzehnte dauern. Das Engagement der DEZA ist dabei ein Puzzlestein. Für uns immer wieder motivierend sind die Begegnungen mit jungen Somalis, die den Willen und die Fähigkeit haben, ihr Land wieder aufzubauen. Besonders eindrücklich ist der Drive der jungen Frauen. Die neue Generation wird den grössten Effort leisten – wir können sie dabei unterstützen. ■

(Aufgezeichnet von Gabriela Neuhaus)

Neue Instrumente

Seit 2013 engagiert sich die Schweiz in Somalia über die humanitäre Hilfe hinaus auch in der Entwicklungszusammenarbeit. Dabei fokussiert sie auf die Themen Gouvernanz, Ernährungssicherheit, Gesundheit und Migration. Da es zumindest periodisch weiterhin Massnahmen der humanitären Hilfe braucht, werden neue Instrumente der Entwicklungszusammenarbeit eingesetzt, um flexibel auf Notsituationen zu reagieren. Die 22 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Kooperationsbüros in Nairobi betreuen im Rahmen des Regionalprogramms «Horn von Afrika» nebst den Projekten in Somalia auch Projekte in Nordostkenia. Die Projekte des Regionalprogramms in Südostäthiopien werden von rund 10 Mitarbeitenden in Addis Abeba betreut. Das Gesamtvolumen des DEZA-Engagements am Horn von Afrika beträgt 140 Mio CHF für die Zeit von 2013-2016 – davon kommen rund 60% Projekten in Somalia zugute. www.deza.ch (Horn von Afrika)

Fremde Heimat – Träume voller Hoffnung

Seit 2011 lebe ich in einem Land, das offiziell nicht existiert. Obschon Somaliland 1991, als die Anarchie Somalia in den Abgrund riss, zum zweiten Mal seine Unabhängigkeit erklärte, wurde es international nicht anerkannt.

Die Menschen hier sind standhaft patriotisch, zuversichtlich, was die Zukunft angeht und stolz auf ihren lokal verankerten Friedensprozess, der in dieser fragilen, kriegszerrütteten Region zu einem Leuchtturm des Friedens und der Hoffnung geworden ist. Der eigenständige Aufbau unseres Staates hat einen sichtbaren und handfesten Unterschied zu Somalia geschaffen, wo international unterstützte Friedensmissionen und von der internationalen Gemeinschaft installierte Übergangsregierungen wiederholt gescheitert sind. Somaliland hingegen hat heute eine eigene Verfassung, eine Währung, ein Justizsystem, eine Armee, eine zivile Polizei und alle Institutionen, die einen modernen Staat auszeichnen.

Meine Rückkehr von London nach Somaliland reiht sich in die Erfahrungen einer ganzen Generation von somalischen Flüchtlingen ein, die vor Verfolgung, Krieg und Armut sowie vor der Gewalt der somalischen Diktatur geflohen waren. In unseren Gastländern bauten wir unsere Leben und Identitäten neu auf. Wie ich, sind in den letzten zehn Jahren viele nach Somaliland zurückgekehrt. Um die eigenen Leute und das Land, in dem wir nicht aufwachsen konnten, kennenzulernen. Wir sind zurückgekommen, um uns nützlich zu machen, indem wir unsere Stärken, unsere Bildung und Erfahrungen einbringen.

Anfänglich betrachteten mich die Menschen hier mit Verwirrung und fragten laufend, wann ich in mein Land zurückkehren werde. Um mir in Somaliland eine Existenz aufzubauen, musste ich die Leute davon überzeugen, dass ich – obschon ich zu denen gehöre, die weggegangen waren und in Europa ein gutes Leben hatten – zurückgekommen bin, um zu helfen, aufzubauen und für die Selbstbestimmung einzustehen.

Mit meinem persönlichen Kampf, der vergeblichen Suche nach Heimat und Akzeptanz, tat ich mich

schwer. In Somaliland fühlte ich mich als Fremde an einem Ort, von dem ich lange geglaubt hatte, er sei meine Heimat. Ironischerweise begann ich, an London als mein Daheim zu denken! Je länger ich hier war, desto mehr Unterschiede fielen mir auf, desto weniger gehörte ich dazu. Ich fand mich in einer patriarchalen Gesellschaft wieder; banale Dinge, wie das Mieten eines Hauses, erwiesen sich als unmöglich, weil ich eine Frau bin. Auto fahren und in einem männlich dominierten Sektor zu arbeiten, erlebte ich als einschüchternd und frustrierend.



Die 30-jährige **Zahra Jibril** entstammt einer somalischen Nomadenfamilie, die 1990 vom Bürgerkrieg vertrieben wurde, zwei Jahre im Flüchtlingslager lebte und anschliessend in Äthiopien einen Neuanfang versuchte. 1994 schickten die Eltern die 9-jährige Zahra zu einer Tante nach London, wo sie die Schulen besuchte und ihr Studium mit einem Master in Internationalem Entwicklungs-Management abschloss. Parallel zu ihrer Anstellung in einem Londoner Spital, gründete Zahra Jibril in England eine eigene Konsultationsfirma sowie ein Modelabel. 2011 wagte die mittlerweile 26-Jährige die Rückkehr nach Somaliland, wo sie heute als Konsulentin und Projektmanagerin zahlreiche Projekte betreut.

Ich habe akzeptiert, dass ich wahrscheinlich in meinem ganzen Leben nie irgendwo richtig dazu gehören werde. Mit Somaliland verbinden mich aber die gemeinsame Geschichte und die Verpflichtung gegenüber meinen Landsleuten.

Es war mein Glück, dass ich dank Ausbildung und den Chancen, die mir geboten wurden, Selbstvertrauen entwickeln konnte. Ich bin überzeugt, dass ich hier für mich und andere etwas bewirken kann. Ich will solche Möglichkeiten und Chancen auch für die Jugendlichen in Somaliland; ich will diese wichtige Botschaft an junge somalische Frauen herantragen und bei ihnen dafür werben, dass sie sich ihren Platz in der Gesellschaft erkämpfen, in dieser Übergangszeit, wo wir gleichzeitig unsere Identität und unseren Staat schaffen müssen. Vor allem aber möchte ich, dass sie träumen, ihre Chancen bekommen und sich ans Ruder ihrer Gesellschaft und ihres Landes stellen.

Ich bleibe in Somaliland. Angetrieben zum einen durch die Identifikation mit meiner Familie und zum andern von der Leidenschaft für Entwicklungsarbeit. Ich bin zuversichtlich, dass Somaliland weiterhin Fortschritte machen und sich mit seinen hausgemachten

Lösungen und den Anstrengungen seiner Leute positiv entwickeln wird. Unbeeinträchtigt – dafür bete ich – von seinen feindlichen Nachbarn und der internationalen Politik, die Somaliland in ihre verhängnisvollen Interventionen in Somalia miteinschliessen will. ■

(Aus dem Englischen)

Verwarnung als Chance

Das neue Jugendstrafrecht von Bosnien und Herzegowina bietet jugendlichen Opfern und Zeugen besseren Schutz. Zudem sieht es Massnahmen zur Wiedereingliederung von minderjährigen Straftätern vor.



Almin Zmo/Unicef

In Bosnien und Herzegowina sollen Kinder und Jugendliche vom Gesetz künftig besser geschützt werden. Das neue Jugendstrafrecht ermöglicht zudem eine Wiedereingliederung von jungen Delinquenten.

(mw) Das Polizeihauptquartier der bosnischen Stadt Tuzla verfügt seit 2011 über ein Zimmer, das speziell für die Befragung von Kindern eingerichtet ist. Der Raum ist gelb-orange gestrichen und mit Polstermöbeln, Malstiften, Puppen und anderen Spielsachen ausgestattet. «Ein Verhör kann für Kinder traumatische Folgen haben», erklärt Paolo Marchi, der in Bosnien und Herzegowina für die Unicef als Kinderschutz-Spezialist tätig ist. Mit kinderfreundlichen Räumen und Befragungstechniken lasse sich dieses Risiko eindämmen. «Auf einem Monitor im Nebenzimmer können, falls nötig, weitere Personen wie Richter oder Täter die Vernehmung eines Kindes mitverfolgen, ohne dass dieses direkt mit ihnen konfrontiert und zusätzlich gestresst wird.»

Das von der DEZA unterstützte Unicef-Programm Justice for Children (J4C) hat seit 2009 in über 18 Polizeistationen die Ausstattung solcher Räume finanziert. Sie sind Bestandteil einer umfassenden Justizreform, die derzeit in Bosnien und Herzegowina im Gang ist. In allen drei Verwaltungseinheiten des Landes ist ein neues Jugendstrafrecht in Kraft getreten. In der Republika Srpska geschah dies 2010, in Brčko 2011 und in der Föderation Bosnien und Herzegowina 2014.

Die Gesetzestexte weisen gewisse formelle Unterschiede auf, aber ihre Zielsetzung ist dieselbe: Sie bieten minderjährigen Straftätern bessere Chancen für eine Wiedereingliederung in die Gesellschaft und erhöhen den Schutz von Kindern und Jugendlichen, die Opfer oder Zeuge einer Straftat werden.

Wiedereingliederung statt Strafvollzug

«Ein wichtiges neues Element des Strafrechts ist die polizeiliche Verwarnung», erklärt Elmedin Muratbegović, Kriminologe an der Universität von Sarajewo. Diese eigne sich besonders für Ersttäter: «Wird ein solcher Verweis ausgesprochen, haben die Strafbehörden die Möglichkeit, begleitende erzieherische Massnahmen anzuordnen, etwa eine psychologische Beratung, Sozialeinsätze oder verstärkte Kontrollen, ob ein Schüler schwänzt.»

Das neue Jugendstrafrecht lege die juristische Basis für eine engere Zusammenarbeit von Polizei, Justiz, Schulen und Sozialdiensten, sagt Muratbegović. Das fördere die Prävention von Straftaten. J4C unterstütze diese neue Praxis, beispielsweise durch die Weiterbildung von über 1000 Juristinnen und Juristen, Sozialarbeiterinnen und -arbeitern sowie Polizeipersonal. ■

Geteilter Staat

Bis 1992 gehörte Bosnien und Herzegowina zu Jugoslawien. Nach der Unabhängigkeitserklärung kam es jahrelang zu schweren militärischen Auseinandersetzungen. Der Vertrag von Dayton (1995) beendete den Bosnienkrieg und legte die Basis für den heutigen Staat, die Republik Bosnien und Herzegowina. Diese besteht aus den beiden weitgehend autonomen Verwaltungseinheiten (Entitäten) *Föderation Bosnien und Herzegowina* und *Republika Srpska* sowie dem *Distrikt Brčko*, der zu beiden Entitäten gehört. Entsprechend komplex ist die Rechtsordnung des Landes. Bisher gibt es nur wenige gesamtstaatliche Regelungen, die Gesetzgebung auf Entitätsebene dominiert. Die Reform des Justizsystems ist in vollem Gang, gestaltet sich aber langwierig und konfliktreich.

Die Milch von Mutter Erde

Die Menschen in den bolivianischen Anden sind arm. Der Klimawandel stellt die Region vor zusätzliche Herausforderungen. Das Programm BioCultura unterstützt die Bauern bei der Anpassung ihrer traditionellen Bewirtschaftungsmethoden an die sich verändernden Bedingungen.



Mit dem Bau von über 20 neuen Bewässerungssystemen wappnen sich die Bauern von Independencia in den bolivianischen Anden gegen die Auswirkungen des Klimawandels.

Gut leben

In der 2009 vom Volk verabschiedeten Verfassung Boliviens haben mehrere Elemente aus der Kultur der indigenen Bevölkerung einen prominenten Platz erhalten: Zum Beispiel Pachamama (Mutter Erde) und «sumak kawsay», was in der Sprache der Quetchua «gut leben» bedeutet. Damit ist eine Kultur des Lebens gemeint, die ein harmonisches Gleichgewicht zwischen Mensch und Natur anstrebt und eine starke spirituelle Komponente enthält. Dieser Vision steht die harte Realität gegenüber: Obwohl seine Wirtschaft seit 2005 pro Jahr um fast fünf Prozent wächst, ist Bolivien der ärmste Staat Südamerikas. Rund 40 Prozent der Bevölkerung leben unter der Armutsgrenze.

(mw) Für europäische Ohren klingen die Worte des bolivianischen Aussenministers aussergewöhnlich: «Wir alle ernähren uns von der Milch der Mutter Erde – dem Wasser.» Doch David Choquehuanca, der wie Boliviens Präsident Evo Morales zum Volksstamm der Aymara gehört, benutzt dieses Bild häufig. Die Gottheit Pachamama (Mutter Erde) ist nicht nur Teil seiner persönlichen Lebensphilosophie; im Jahr 2009 hat sie einen festen Platz in der bolivianischen Verfassung erhalten.

In vielen Regionen des bolivianischen Hochlandes ist Wasser jedoch ein knappes Gut. Klimaexperten gehen davon aus, dass sich diese Situation in den kommenden Jahrzehnten verschärfen wird. Die Gletscher, die als natürliches Wasserreservoir dienen, schmelzen. Man rechnet damit, dass die Niederschläge im Altiplano (Hochebene in den West-Anden) im 21. Jahrhundert um 10 bis 30 Prozent zurückgehen werden.

Im Jahr 2009 hat die bolivianische Regierung in Zusammenarbeit mit der DEZA das Programm BioCultura lanciert. Es hat zum Ziel, 15 000 Familien in 400 Gemeinden besser gegen die Folgen des Klimawandels zu wappnen, ihre Ernährungssicherheit zu stärken und die natürlichen Res-

ourcen zu schützen. Ausgehend von den lokal gesammelten Erfahrungen unterstützt BioCultura Bolivien jedoch auch auf nationaler Ebene, beispielsweise bei der Ausarbeitung der nationalen Klimapolitik und beim Aufbau der neuen Behörde Autoridad Plurinacional de la Madre Tierra (APMT). Diese ist unter anderem für die Verwaltung des nationalen Umweltfonds zur Finanzierung von Klimaschutzprojekten zuständig.

Trockenperioden überbrücken

Palermo ist ein Gebiet im Municipio (Bezirk) Independencia, das sich dank BioCultura bereits ein Stück weit gegen den Klimawandel rüsten konnte. Auf einer Anhöhe haben die Anwohner drei grosse Wasserspeicher gebaut, die durch mehrere Bergbäche gespeisen werden. Damit können sie Trockenperioden besser überbrücken.

«In den vergangenen vier Jahren haben wir in Independencia den Bau von mehr als 20 neuen Bewässerungssystemen unterstützt und begleitet», sagt Roberto Daza, Biologe und Projektmitarbeiter von BioCultura. «Diese versorgen mehr als 300 Hektar Land mit Wasser. Davon profitieren fast 700 Familien.»

Insgesamt ist BioCultura in 25 Municipios aktiv. Die Mehrheit der Bevölkerung gehört zu den Quetchua oder zum Volk der Aymara, vereinzelt leben hier auch Guaraní. Einige Dörfer befinden sich im Puna-Hochland – in einer baumlosen Landschaft, die durch hohe Berge und kugelige Grasbüschel geprägt ist. Andere Gemeinden sind in tiefer gelegenen, meist etwas feuchteren und teils be-

fließt auch in die Lehrpläne der Schulen ein.» Dieses neu geschaffene Wissensarchiv enthalte auch zahlreiche Bräuche und andere kulturelle Elemente. «Landwirtschaft und Kultur sind im andinen Hochland sehr eng miteinander verflochten», erklärt der Projektmitarbeiter. «Die Pflege dieser Werte gehört zu den zentralen Arbeitsstrategien von BioCultura.»



Das Projekt BioCultura arbeitet mit lokalem Know-how. Dazu gehören, als Bestandteil der traditionellen Landwirtschaft, auch Erntedankfeste und Opfergaben an die Pachamama – die Mutter Erde.

waldeten Seitentälern angesiedelt. «Jedes Gebiet muss eine individuelle Zukunftsstrategie entwickeln», sagt Daza. Für Independencia sei der Schutz der Wälder in den höheren Zonen überlebenswichtig, denn der Waldboden diene als Wasserspeicher. «Deshalb hat die Bevölkerung in der ersten Projektphase fast 80 Hektaren Wald wieder aufgeforstet.» Ergänzend dazu hätten mehrere Dörfer neue Reglemente für die Waldnutzung erarbeitet.

«Die Verbesserung der landwirtschaftlichen Produktion ist in allen Municipios ein Schwerpunktthema», erklärt Daza. «Zu den wichtigsten Neuerungen in Independencia zählen die lokale Herstellung von organischem Dünger, die Erprobung von neuen Fruchtarten, die Gründung einer Haferproduzenten-Organisation sowie der Bau von Zanzas – Wasserrinnen, die die Erosion hemmen.»

Lokales Wissen

Laut Daza hat man bei all diesen Vorhaben nur wenig Know-how von aussen beziehen müssen, denn in der Startphase von BioCultura habe man gezielt lokales Wissen gesammelt. Daza: «Nun wird es in der ganzen Region weiterverbreitet und

Vorreiterrolle von Independencia

Auf lokaler Ebene verfolgt BioCultura bis Ende 2019 ein grosses Hauptziel: In sämtlichen Municipios werden auf politischer Ebene strategische Pläne zur Anpassung an den Klimawandel ausgearbeitet und umgesetzt. In fünf Municipios liegt dieser Plan bereits vor, so auch in Independencia. Das Dokument zeigt beispielsweise auf, welche Gesetzeslücken in Zukunft geschlossen werden müssen und enthält diverse Umwelt- und Katastrophenschutzmassnahmen. Es beleuchtet jedoch auch die Rolle der Frauen und legt ein besonderes Gewicht auf die Stärkung zivilgesellschaftlicher Organisationen, um die Gesellschaft besser gegen die negativen Einflüsse des Klimawandels zu wappnen.

«Die Strategie von Independencia ist auch für die nationale Regierung von besonderem Interesse», erklärt Daza, «denn die regionalen und die nationalen Klimapläne müssen künftig ineinandergreifen.» Im Moment befinde sich dieses System im ganzen Land im Aufbau. «BioCultura hat in Independencia ein Stück Pionierarbeit geleistet, denn die Dokumente, die hier erarbeitet wurden, können anderen Municipios als Richtschnur dienen.» ■

Öl- und Gasförderung

Über zwei Drittel der Exporteinnahmen Boliviens werden durch den Verkauf von Erdgas und anderen Bodenschätzen generiert, der Anteil des Agrarsektors liegt bei rund 15 Prozent. Die produzierende Industrie ist nur schwach entwickelt. Im Mai 2015 hat die Regierung ein neues Dekret erlassen, das die Öl- und Gasgewinnung in Naturschutzgebieten erlaubt. Davon ausgenommen sind Orte, an denen sich Heiligtümer befinden sowie Feuchtgebiete von internationaler Bedeutung. Die neue Regulierung wird von Umweltorganisationen kritisiert, Widerstand regt sich aber auch bei indigenen Organisationen. Das Dekret betrifft besonders das bolivianische Tiefland, wo die meisten Öl- und Gasvorkommen sind.

Einblick DEZA



UNODC

HIV/Aids im Gefängnis

(vsj) Trotz bemerkenswerter Fortschritte bleibt das südliche Afrika die weltweit am stärksten von HIV/Aids betroffene Region. Zu den Bevölkerungsgruppen, die besonders gefährdet sind, gehören Gefängnisinsassen. Gründe dafür sind die fehlende Prävention, ungenügende Gesundheitsversorgung sowie sexuelle Gewalt in den Gefängnissen. Eine Verbesserung der Situation hinter den Gefängnismauern ist für die Eindämmung von HIV/Aids von entscheidender Bedeutung: Viele der Gefangenen sitzen nur für begrenzte Zeit ein. Das von der DEZA unterstützte Programm setzt sowohl auf politischer und rechtlicher Ebene wie auch bei der Verbesserung von Gesundheitsleistungen an.

Projektdauer: 2015-2018

Volumen: 3,7 Millionen CHF

Kriminalität in Afghanistan

(brume) Afghanistan verzeichnet eine der weltweit am schnellsten wachsende Verstärkung, die zunehmend Kriminalität, soziale Ausgrenzung und Unsicherheit nach sich zieht. Die DEZA hat ein neues Projekt lanciert, das acht Kommunen darin unterstützt, besser auf diese Situation zu reagieren. Die vorgesehenen Massnahmen sollen den Dialog mit der Bevölkerung fördern, die Sicherheit erhöhen und einen Versorgungsdienst für die

Bedürfnisse der Bürgerinnen und Bürger sicherstellen. Die Gemeinschaften, einschliesslich ihrer Randgruppen, werden aufgerufen, sich aktiv an der lokalen Politik zu beteiligen und die Sicherheit in den Städten zu verbessern.

Projektdauer: 2015-2024

Volumen: 20 Millionen CHF

Parlamentsreform in Serbien

(mpe) Die DEZA kofinanziert seit 2012 ein ehrgeiziges Projekt zur Unterstützung des serbischen Parlaments, das vom Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen umgesetzt wird. Im Zentrum stehen die Förderung der Aufsichtsfunktion über das öffentliche Finanzwesen sowie der Einbezug der Bürgerinnen und Bürger in den Gesetzgebungsprozess. Die erste Phase des Projekts verbuchte bereits beträchtliche Erfolge: Dem Parlament wurde eine entscheidende Rolle bei der Budgetkontrolle übertragen, zudem wurden Konsultationsmechanismen für nichtstaatliche Organe sowie öffentliche Anhörungsverfahren für neue Gesetze eingeführt. Der Weg bis zur Erreichung der europäischen Standards ist jedoch noch weit. Im Rahmen der aktuellen Phase sollen das Erreichte konsolidiert und die demokratischen Prozesse bei der Ausarbeitung von Gesetzen weiter verbessert werden.

Projektdauer: 2015-2019

Volumen: 2 Millionen CHF



UNDP

Faire Arbeitsvermittlung

(hsf) Arbeitsmigrantinnen und -migranten tragen oft substantiell zur Entwicklung ihrer Herkunfts- und Zielländer bei. Millionen von ihnen werden jedoch Opfer von skrupellosen Personalvermittlern, die sie zum Beispiel bezüglich der zu erwartenden Arbeitsbedingungen täuschen, Pässe einziehen oder illegale Lohnabzüge vornehmen. Die DEZA lanciert ein Projekt, um diese Missstände anzugehen: Gemeinsam mit der Internationalen Organisation für Migration entwickelt sie ein freiwilliges Zertifikationsystem für Vermittlungsagenturen. Eine Zertifizierung garantiert den Arbeitnehmenden, dass die Agentur nach internationalen Standards handelt. In Zusammenarbeit mit der Internationalen Arbeitsorganisation werden zudem verschiedene faire und ethische Vermittlungspraktiken getestet.

Projektdauer: 2015-2018

Volumen: 5,05 Millionen CHF

Flüchtlinge in Niger

(ung) Die Region Diffa im Südosten von Niger ist mit einem stetig wachsenden Zustrom von Flüchtlingen konfrontiert, die vor den Angriffen der islamistischen Gruppe Boko Haram aus dem benachbarten Nigeria flüchten. Die DEZA unterstützt das International Rescue Committee (IRC) darin, besonders verletzte Bevölkerungsgruppen wie Alte, Kinder sowie alleinstehende Frauen und junge Mütter zu identifizieren und zu betreuen. In Zusammenarbeit mit Gemeindegremien evaluiert das IRC die Bedürfnisse der Verfolgten, bevor sie den entsprechenden Diensten zuge-



Peter Biro/IRC

wiesen werden, wo sie angemessene Hilfe erhalten. Die durch das IRC eingeführten Massnahmen verstärken beispielsweise den Schutz der Menschen vor sexueller Gewalt und ermöglichen ihnen den Zugang zu Wasser und sanitären Anlagen.

Projektdauer: 2015-2016

Volumen: 664 000 CHF

Landwirtschaft im Südsudan

(ung) Als Folge des andauernden Konflikts im Südsudan und der damit zusammenhängenden wirtschaftlichen Krise, leidet rund die Hälfte der Bevölkerung seit Dezember 2013 unter fortdauernder Nahrungsmittelknappheit. Die Marktstände sind praktisch leer, die Preise für Lebensmittel steigen für die meisten Haushalte ins Unermessliche. Die DEZA unterstützt im Süden des Landes ein von Caritas Belgien koordiniertes Projekt mit grossem landwirtschaftlichem Potenzial. Ziel ist, durch die Zusage eines angemessenen Verkaufspreises die Produktivität der lokalen Landwirtschaft zu stärken. Das Projekt kommt unter anderem bei der Verteilung von Getreide und Mais oder bei der Mechanisierung der Produktionsmittel zum Tragen und erleichtert den Bäuerinnen und Bauern den Zugang zu den Märkten.

Projektdauer: 2015-2016

Volumen: 642 000 CHF

Humanitäre Hilfe im Scheinwerferlicht

Nicht überall, wo humanitäre Hilfe gebraucht wird, kommt sie auch hin. Es gibt Krisengebiete, die für Schlagzeilen sorgen und andere, die von der Weltöffentlichkeit vergessen wurden. Oft stehen für die Helfer andere Interessen im Vordergrund, als jene der Opfer. Von Luca Beti.



Paulo Nunes dos Santos/4SEE/afp

Der Konflikt um die Zukunft der Sahrauis harret seit Jahrzehnten einer Lösung. In der Westsahara leben schätzungsweise 150 000 Menschen in Flüchtlingslagern, wo sie auf internationale Hilfe angewiesen sind.

Wer erinnert sich an die Flüchtlingslager der Sahrauis in Algerien, an die im eigenen Land Vertriebenen in Kolumbien oder die unterdrückten Rohingya in Myanmar? – Bei den Medien und in der öffentlichen Meinung sind diese hilfsbedürftigen Bevölkerungsgruppen in Vergessenheit geraten. Das Erdbeben in Nepal von Ende April 2015 hingegen stand im Rampenlicht der grossen TV-Sender und der wichtigsten Zeitungen der Welt. Mit ihnen erreichte eine riesige Karawane von staatlichen und privaten Hilfsorganisationen den Ort der Katastrophe. Für einige Wochen wurde das Land zu einem humanitären Hotspot.

Inzwischen ist die hektische Aktivität aber wieder vorbei. Das Interesse der Medien und der NGOs hat sich anderweitig verschoben. Die Opfer von Naturkatastrophen oder kriegsrischen Konflikten sehen sich gleichsam einem Spiel mit dem Lichtschalter ausgesetzt, mit dem die Medien, aber auch die Helfer, einen blinkenden Lichtstrahl auf ein Krisengebiet richten, um es kurz darauf in tiefstem Schwarz versinken zu lassen.

Ein grosses Geschäft

«Die sogenannten vergessenen Krisen sind nur in der öffentlichen Meinung vergessen, bestimmt nicht bei den Opfern. Die Menschen, die im Südsudan leben, in Darfur oder im Gaza-Streifen, müssen jeden Tag mit Schwierigkeiten kämpfen, die ihre Ursache in Konflikten haben, die seit Jahren oder sogar Jahrzehnten andauern. Und dies alles weit entfernt von den Kameras von CNN, BBC und Al Jazeera», erinnert Manuel Bessler, Delegierter für Humanitäre Hilfe und Chef SKH. Sie werden aber nicht nur von den Medien vergessen, sondern auch von den NGOs und den Geberländern.

Heute ist die humanitäre Hilfe ein grosses Geschäft: Je stärker eine Krise im öffentlichen Bewusstsein der reichen Nationen verankert ist, umso einfacher wird es, den Spendenmarkt in Gang zu bringen und die Parlamente zu überzeugen, staatliche Mittel freizugeben. «Die humanitäre Hilfe ist nicht nur abhängig von den Geberregierungen, sondern auch vom privaten Spendenmarkt. Die private Grosszügigkeit nimmt zu, je mehr Platz einer bestimmten

Vergessene Krisen

Die Generaldirektion Humanitäre Hilfe und Katastrophenschutz der Europäischen Kommission (ECHO) ist die humanitäre Auslandshilfe der EU. Im Rahmen eines jährlich durchgeführten Forgotten Crisis Assessment identifiziert sie humanitäre Krisensituationen, in welchen die betroffene Bevölkerung nicht genügend oder überhaupt keine internationale Hilfe erhält und versucht, diese ins öffentliche Bewusstsein zurückzuholen. Meist handelt es sich dabei um Krisen, die Minderheiten innerhalb einzelner Länder betreffen. Der ECHO-Bericht 2014 zählt 12 «vergessene» Krisengebiete auf; dazu gehören z.B. die Sahraui-Flüchtlinge in Algerien, die Kachin-Minderheit in Myanmar, die zentralafrikanischen Flüchtlinge in Kamerun oder die «illegalen Immigranten» aus Kolumbien in Ecuador und Venezuela. ec.europa.eu/echo/for-gotten-crisis-assessment



Adam Dean/NYTimes.com

Strassenszene in Myitkyina, der Hauptstadt des Kachin-Teilstaats. Im Norden Myanmars sorgen Diskriminierung, Unterdrückung, Hass und Unabhängigkeitskampf seit Jahrzehnten für Unsicherheit.

Wo sind sie alle?

In ihrem Report «Where is everyone?» (Wo sind sie alle?) vom Juli 2014 machen Médecins Sans Frontières (MSF) deutlich, mit welchen Schwierigkeiten die humanitäre Hilfe kämpft und wo deren Grenzen sind. Am Beispiel der Krisen in der Demokratischen Volksrepublik Kongo sowie der Flüchtlingslager im Südsudan und der Notsituation in Jordanien zeigen sie, dass die humanitäre Hilfe insbesondere in komplexen Situationen oft versagt. So etwa, wenn der Zugang zu Hilfsbedürftigen erschwert ist oder bei bewaffneten Konflikten. Laut MSF sind viele Akteure nicht in der Lage, rechtzeitig und wirkungsvoll einzugreifen, weil sie nicht über die Ressourcen verfügen, um jene zu erreichen, die am dringendsten Hilfe brauchen. www.msf.org (Where is everyone?)

Krise in den Medien eingeräumt wird. Das zwingt viele NGOs, hauptsächlich dort tätig zu werden, wo die mediale Aufmerksamkeit ist», erklärt der deutsche Politikwissenschaftler und Publizist Dieter Reinhardt.

Oft führt dies dazu, dass jede NGO am Einsatzort versucht, ihre eigene Fahne am höchsten zu hissen. Dieses peinliche Spektakel spielt sich in erster Linie an den Flughäfen ab: so geschehen vor fünf Jahren in Haiti und vor nicht allzu langer Zeit in Nepal. «In Kathmandu ist man sich im wahrsten Sinne des Wortes auf den Füßen herumgetrampelt», berichtet Laurent Ligozat, stellvertretender Direktor der Einsätze von Médecins Sans Frontières (MSF). «Die Situation war derart chaotisch, dass die Hilfsorganisationen sich gegenseitig blockierten. Während in der Hauptstadt ein grosses Durcheinander herrschte, waren in den schwierig erreichbaren Berggebieten kaum Helfer vor Ort.»

Gemeinsam statt gegeneinander

Das Gespann von Massenmedien und Helfern bewegt sich allerdings nicht immer im Gleichschritt. Auch wenn sie häufig auf der Frontseite erscheinen, werden gewisse Krisen von den Gebern vernachlässigt. «Die Verteilung der humanitären Hilfe folgt nicht immer dem Prinzip des Bedarfs oder der medialen Präsenz, sondern anderen Vorgaben», unterstreicht Dieter Reinhardt. Der Wissenschaftler zählt die wichtigsten Motive auf: Sicherheit, Zugang zum Krisenzentrum, geopolitische und geostrate-

gische Interessen der Geberländer. «Die ausserpolitische Agenda eines Staates bestimmt die Prioritäten und die finanzielle Ausstattung einer humanitären Intervention», bestätigt Laurent Ligozat von MSF. «Das Hauptproblem besteht darin, dass die Staaten ihre geostrategischen Ziele mit jenen der humanitären Hilfe verknüpfen. Diese Politisierung stellt die Prinzipien der humanitären Hilfe, deren Unparteilichkeit und Unabhängigkeit, in Frage. Dies schafft Akzeptanzprobleme bei den Kriegsparteien und erschwert unsere Aufgabe enorm, wenn es darum geht, gewisse Bevölkerungsgruppen und Bedürftige zu erreichen.»

Dies führt dazu, dass die Embleme von humanitären Organisationen wie MSF oder IKRK die Einsatzkräfte oft nicht mehr schützen. In Konfliktregionen werden deren Mitarbeiter gar zur Zielscheibe, weil bewaffnete Banden sie als Partei betrachten. Somit wird es zunehmend schwieriger, wenn nicht gar unmöglich, die Zivilbevölkerung zu versorgen. «Auch nach langen Verhandlungen bleiben wir in den Augen der Konfliktparteien eine westliche Organisation», konstatiert Laurent Ligozat von MSF. Die Situation wird oft dadurch verschärft, dass sich die Hilfsorganisationen konkurrieren, statt zusammenzuarbeiten. «Die mangelhafte Kooperation kann dazu führen, dass die Arbeit des humanitären Personals vor Ort gefährdet ist», ergänzt Manuel Bessler. «Wir sind aufeinander angewiesen, auch was die Gewährleistung der Sicherheit betrifft.»



Mads Nissen/Vaf

Mütter stehen in einem Armenviertel von Bogotá Schlange, um die Kinder in der neuen Schule anzumelden. Sie wurden vom Krieg zwischen kolumbianischen Regierungs- und Rebellentruppen aus ihren Dörfern vertrieben.

Fehlende Mittel

Nicht nur die Zusammenarbeit ist mangelhaft, manchmal fehlt es auch an der notwendigen Koordination unter den humanitären Organisationen. Diese Aufgabe obliegt der OCHA, dem UN-Büro für die Koordination humanitärer Angelegenheiten, das 1991 mit dem Ziel gegründet wurde, eben diese Koordination bei humanitären Katastrophen sicherzustellen.

«Viele NGOs lehnen eine Einflussnahme der UNO ab, um ihre Unabhängigkeit zu bewahren», erinnert sich Manuel Bessler, der während elf Jahren für die OCHA gearbeitet hat. Auch MSF will sich nicht standardisierte Abläufe aufzwingen lassen, sondern pocht auf Unabhängigkeit, die es erlaube, so Laurent Ligozat, zur richtigen Zeit das Richtige zu tun. Dieser Konflikt liesse sich möglicherweise entschärfen, wenn die Vereinten Nationen, die staatlichen Agenturen und die Nichtregierungsorganisationen über ausreichende finanzielle Mittel verfügen würden.

In den vergangenen Jahren hat sich die Lücke zwischen den Bedürfnissen der humanitären Hilfe und den zur Verfügung gestellten Mitteln enorm vergrößert. Laut OCHA belief sich 2014 der weltweite Finanzbedarf für Menschen in Not auf 16,8 Milliarden USD, fast doppelt soviel wie im Jahr 2012. Der Halbjahresbericht 2015 hielt fest, dass vom aktuellen Jahresbedarf in der Höhe von 18,8 Milliarden USD im Juni bloss 26 Prozent zur Verfügung standen. Aktuell ist die internationale Gemeinschaft

mehr denn je aufgerufen, verbindliche Massnahmen zu treffen, um den staatlichen und privaten Organisationen der humanitären Hilfe ausreichende Finanzmittel zu garantieren. António Guterres, der UN-Hochkommissar für Flüchtlinge, hat vorgeschlagen, künftig alle Mitgliedstaaten der UNO zur Zahlung von Beiträgen an die humanitäre Hilfe zu verpflichten – ähnlich dem System, das die Finanzierung der UN-Blauhelme regelt.

«Solch eine Reform würde es erleichtern, die notwendigen Mittel zumindest für die schweren Krisen bereitzustellen, die von der UNO als Krisen dritten Grades bezeichnet werden, wie jene im Irak, in Syrien und im Südsudan», sagt Dieter Reinhardt. Dem widerspricht Laurent Ligozat von MSF: «Statt immer neue Systeme zu erfinden um Geld zu generieren, muss das Nothilfesystem effizienter und reaktionsfähiger werden. Gleichzeitig muss die internationale Gemeinschaft die Staaten und Regierungen beim Aufbau ausreichender Kapazitäten unterstützen, damit diese Krisen möglichst gut vorbeugen und selber bewältigen können. Das ist der Schlüssel.»

Ob man diesen lange gesuchten Schlüssel zur Bewältigung humanitärer Krisen – sowohl der vergessenen wie jener im Rampenlicht – anlässlich des UN-Weltgipfels für Humanitäre Hilfe 2016 in Istanbul finden wird, ist jedoch offen. ■

(Aus dem Italienischen)

Bessere Koordination

Das UN-Büro für die Koordination humanitärer Angelegenheiten (OCHA) wurde 1991 geschaffen, um bei Krisenereignissen und Naturkatastrophen die humanitäre Hilfe der nationalen und internationalen Hilfsorganisationen besser zu koordinieren. Ausserdem setzt sich das OCHA für die Rechte der Menschen in Not, für Katastrophenschutzmassnahmen und nachhaltige Lösungen ein. Das OCHA wird von 26 Staaten – darunter die Schweiz – finanziell unterstützt. 2014 betrug die Programmausgaben des Büros rund 327 Millionen USD. Es beschäftigt über 2300 Personen, die sich auf die beiden Hauptsitze Genf und New York sowie auf über 30 Zweigstellen verteilen. Seit Juni 2015 wird das OCHA-Büro vom Engländer Stephen O'Brien geleitet.

www.unocha.org

Der Krieg, der nicht stattgefunden hat

Der letzte Tag des Sommers 2014. Ich arbeitete schon seit fast einem Jahr an meinem neuen Spielfilm «Ein baltischer Roman». Nächstens sollte der Dreh stattfinden: Ein Eintagsliebesroman an der wildromantischen Ostseeküste. Eine berühmte 48-jährige lettische Schauspielerin trifft einen 18-jährigen Litauer. Auf ihrer Küstenwanderung durchleben sie an einem Tag die ganze Bandbreite der Paarbeziehung und erfassen zugleich, dass ihre Liebe keine Zukunft hat und ihre Begegnung beim Betreten der realen Welt hinter den Dünen zu Ende wäre.

In der letzten Sommerwoche vergangenen Jahres fuhr ich mit den Filmschauspielern an diese wirkliche Küste. Probedreh, die beiden passten ausgezeichnet zueinander, fanden einander sympathisch.

Am Abend des 31. August fuhr ich Sie nach Liepāja zum Bus nach Rīga. Dann fuhr ich Ihn nach Palanga zum Bus nach Vilnius und kehrte selbst für einige Tage nach Šventoji zurück, ein litauisches Seebad nahe der lettischen Grenze. Ich sass in der

gemieteten Wohnung, trank Whisky und dachte über den kommenden Film nach.

Nichts deutete darauf hin, dass dieser Tag mein Leben verändern würde. Ich schaltete den Fernseher ein. Nachrichten. Wie fast jeden Abend im letzten Halbjahr Meldungen von der sich zuspitzenden Lage im Osten der Ukraine: Neue Kämpfe, neue Opfer. Und da passierte es. Plötzlich spürte ich den Krieg in mir. Keine Furcht, keine Wut. Sinnlosigkeit. Motivationsverlust. Ich spürte, mein Tun hatte keinen Sinn. Kommt dieser Krieg zu mir nach Hause (allenthalben wurde und wird posaunt, nach der Ukraine sind die Baltischen Staaten dran), wird er alles dahinfegen. Ich muss mich irgendwie darauf vorbereiten.

Dort, in der Ukraine, töten doch Exsowjetkinder wie ich einander. Diese Zukunft ist ihnen nicht einmal im schlimmsten Alptraum erschienen und heute ist sie ihre Wirklichkeit.

Aber was heisst, sich vorbereiten? Mit dem Sturmgewehr schießen, einen Panzer fahren,

die Russen umlegen lernen? Absurd. Was bin ich denn für ein Soldat – ich kann keinen Menschen töten.

Ich sass noch lange grübelnd auf dem Balkon (es war schon tiefe Erstseptembernaut), rauchte Kette, schlürfte die Whiskyreste... Und dann fasste ich einen Entschluss: Ich ziehe in den Krieg. In meinen persönlichen. Mache mich selbst mobil. Ich werde das Einzige tun, was ich kann – schreiben, aber nur darüber. Über das Böse. Ich will alles tun, damit der Krieg nicht kommt. Und wenn er noch vor Ausbruch zu Ende, wenn die Bedrohung weg ist, kehre ich zur Liebe zurück.

Heimlich glaubte ich noch, dass ich es mir am Morgen, wieder nüchtern, anders überlegen würde. Aber nein. Weder am nächsten Morgen noch nach einem Jahr. Der «Baltische Roman» liegt in der Schublade. Die lettische Schauspielerin versuchte mich noch umzustimmen, sagte, die Menschen schreiben im Krieg über die Liebe, die einzige ihnen noch verbliebene Hoffnung. Dasselbe versicherte mir der Warschauer



Marius Ivaškevičius gehört zur jüngsten Schriftstellergeneration Litauens und ist einer der bedeutendsten Gegenwartsautoren seines Landes. Von seinen bisher acht Büchern wurden einige in verschiedene Sprachen übersetzt, darunter der Roman «Die Grünen» (Athena Verlag, Oberhausen 2012). Der 42-Jährige hat sich als Journalist, Dramatiker, Prosa- und Drehbuchautor, Dokumentarfilmer und Regisseur einen Namen gemacht. Sein letzter Film «Santa», bei dem er das Drehbuch schrieb und Regie führte, gelangte 2014 in die Kinos. Wenn er gerade nicht auf Reisen ist, lebt und arbeitet Marius Ivaškevičius in Vilnius.

Theaterproduzent, der gern ein Stück von mir gehabt hätte – das Thema der Saison: die Liebe. Ich kann nicht. Unmotiviert. Ich schreibe über das Böse, um es zu entlarven. Die Menschen sollen sich damit übersättigen und nach dem Besuch meines Films oder Stücks nur noch Liebe wollen. Ich weiss, das ändert global gesehen nichts, ich bin eine winzige Ameise, aber ich muss den auf jenem Balkon abgegebenen Eid einhalten: vier Jahre Soldat. Eines ist schon vorbei, drei bleiben noch.

Am 1. September 2018 komme ich «zurück». Ich weiss nicht, wie ich dann bin, wie die Welt sein wird, aber ich komme wieder. Ich quittiere den Dienst und schreibe über die Liebe. Denn der Krieg dauert vier Jahre. So habe ich es auf jenem Balkon beschlossen. ■

(Aus dem Litauischen)



Pioter-Jan De Povelief

Kunst öffnet neue Türen

In Krisensituationen rücken kulturelle Anliegen und künstlerisches Engagement meist in den Hintergrund. Zu Unrecht: Unzählige Beispiele zeigen, wie «Art in Conflict» in schwierigen Situationen weiterhelfen und neue Perspektiven aufzeigen kann. Von Gabriela Neuhaus.



Qattan Centre for the Child

Kunst- und Theaterprojekte helfen Kindern und Jugendlichen in Gaza, trotz Krieg und traumatischer Erlebnisse ins Leben zurückzufinden.

Die Sozialpädagogin Heyam Hayek aus Gaza und die Schauspielerin Iman Aoun, Mitbegründerin des palästinensischen Ashtar Theatre, arbeiten beide mit traumatisierten Jugendlichen und kennen sich schon lange. Persönlich trafen sie sich jedoch erstmals im Mai 2015 an der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK), anlässlich eines Workshops zum Thema «Art in Conflict». Iman Aoun lebt in Jerusalem und erhält von Israel seit 1999 keine Einreiseerlaubnis nach Gaza – umgekehrt dürfen die Jugendlichen, mit denen sie arbeitet, Gaza nicht verlassen. Ihre Mittel der Kommunikation sind Skype und Youtube – ihr Credo: «Mit Kunst kann man Veränderungen bewirken.» Die Dringlichkeit ihres Anliegens geht unter die Haut, wenn sie von den «Gaza-Monologen» erzählt. Im Rahmen dieses Projekts sprachen und schrieben 14- bis 18-Jährige über ihre

Kriegserlebnisse während des Gazakriegs von 2008-2009, über ihre Not und ihre Situation. Dies half ihnen, das Erlebte zu verarbeiten. Gleichzeitig erreichten die Monologe, die in 18 Sprachen übersetzt und zu Hörspielen, Theaterstücken und Filmen verarbeitet wurden, ein weltweites Publikum. So schöpften die Jugendlichen Hoffnung, die aber 2014 mit dem Ausbruch des neuen Kriegs jäh zer-



Ashtar Theatre



Qattan Centre for the Child

stört wurde. Doch Iman Aoun und ihr Theaterteam machen weiter: Aktuell sind es Internet-Workshops mit Jugendlichen in Gaza, um der lähmenden Hoffnungslosigkeit an den dortigen Schulen mit Mut und Humor entgegenzutreten. Auch Heyam Hayek setzt auf Kunst, um den Kindern im Qattan Centre for the Child in Gaza zu helfen, den Weg zurück in ein halbwegs normales Leben zu finden. Viele Minderjährige, die hier Zuflucht finden, sind so traumatisiert, dass sie nicht mehr sprechen. «Beim Malen, Tanzen

oder Rollenspiel können die Kinder loslassen und zur Ruhe kommen. Kunst wirkt ähnlich wie eine Therapie, ist aber direkter und kostengünstiger», fasst die Mittdreissigerin ihre Erfahrungen zusammen. Sowohl das Ashtar Theatre wie das Qattan Centre for the Child erhalten für ihr Engagement – wie zahlreiche ähnliche Projekte – Unterstützung von verschiedenen internationalen Organisationen. In den letzten Jahren

KULTUR



Dagmar Reichert (2)

Neue Impulse für die Kulturszene in Georgien: Jugendliche improvisieren mit selbstgebaute Instrumenten aus Abfall.

setzen Entwicklungsagenturen und NGOs vermehrt auf Kunst- und Kulturprojekte, um Krisen zu bewältigen, abzufedern und gesellschaftliche Veränderungen zu fördern.

Alternative Handlungsweisen

Dieser Ansatz ist jedoch sowohl bei Entwicklungsfachleuten wie bei Kunstschaffenden umstritten. Am Workshop in Zürich stand unter anderem zur Debatte, ob es legitim und sinnvoll sei, in akuten Krisensituationen Geld für Kunst bereitzustellen. Einerseits, weil medizinische Versorgung oder Nahrungsmittelbeschaffung Priorität haben, andererseits aber auch, weil manche befürchten, dass Kunstaktivitäten instrumentalisiert und als Mittel zur Indoktrination eingesetzt werden. Die Stiftung «Art as Foundation», Initiatorin des von der ZHdK und der DEZA mitorganisierten Workshops, vertritt diesbezüglich eine klare Haltung: Sie plädiert überzeugend

für den Einbezug von Kunstprojekten bei humanitären Einsätzen und in Krisensituationen, weil dies neue, oft unerwartete Spielräume für Konfliktlösungen und alternative Handlungsweisen ermögliche. Anlässlich des Workshops in Zürich konstruierte die deutsche Kunsthistorikerin und Ausstellungsmacherin Ruth Noack einen Gegensatz zwischen Kunst, die zur Verbesserung einer Situation oder im Rahmen von Friedensarbeit quasi als Mittel zum Zweck entstehe und der «völlig anderen Kunst», die um ihrer selbst geschaffen werde. Eine Unterscheidung, mit der Kulturschaffende aus Krisengebieten wenig anfangen können: «Das ist ein bourgeois Ansatz», kommentiert Iman Aoun. «Alle Menschen brauchen kreative Formen, um sich auszudrücken. Wo diese Fähigkeiten verloren gehen, drohen Gewalt und Krieg. – Kunst ist eine Notwendigkeit.»

Soziale Botschaften

Der moldawische Theaterschaffende Mihai Fusu sieht in der Kunst eine einmalige Möglichkeit, gesellschaftliche Tabus aufzugreifen. Er recherchiert, schreibt und inszeniert mit seiner Theatergruppe Stücke zu Themen wie Menschenhandel, Gewalt oder Liebe im Gefängnis, die auch international Erfolge feiern. Möglich ist sein Engagement nur dank finanzieller Unterstützung aus dem Ausland. Ohne diese Sponsoren, betont der Gründer des Kulturzentrums Coliseum in Chisinau, wäre die Kulturszene in Moldawien äusserst eintönig; auf den staatlich finanzierten Bühnen im Land würden bloss unkritische Stücke, meist harmlose Komödien, gezeigt. «Die Regierung engagiert an ihren Theatern



Ramn Mazur (3)



entwickeln und längerfristig daraus vielleicht sogar ein Einkommen generieren können.» Eine erste Initiative in diese Richtung ist das Tskaltubo Kulturfestival, das seit 2013 jährlich jeweils im Herbst stattfindet und unter anderem von «Art as Foundation» unterstützt wird. Begleitet von zahlreichen Workshops, die zum Teil bereits im Vorfeld stattfinden, bietet der neu geschaffene Event der Bevölkerung Möglichkeiten, Neues zu entdecken und selber kreativ zu werden. Dazu gehört, dass nicht nur Künstlerinnen und Künstler aus ganz Georgien in Tskaltubo auftreten und Kurse geben, sondern auch Kunstschafter aus dem Ausland. «Für die Leute hier ist es wichtig, Einblick in andere Kulturen zu erhalten und sich



Gesellschaftliche Tabuthemen im Schweinwerferlicht der Bühne: Für ihre jüngste Produktion über die Liebe recherchierten die Theaterschaffenden aus Chisinău in moldawischen Gefängnissen.

keine Leute, die dem Publikum Probleme zeigen, die sie nicht lösen kann», meint Mihai Fusu mit einem Augenzwinkern, um gleich einzuräumen, dass Kunst natürlich ästhetisch und unterhaltend sein müsse. Für ihn steht aber das gesellschaftliche Engagement im Zentrum: «Ich inszeniere Theaterstücke mit einer nützlichen sozialen Botschaft und engagiere mich dafür, dass

daraus Kunstwerke entstehen.» Wie unterschiedlich die Kontexte sind, in denen Kunst im Sinne von «Art in Conflict» eingesetzt wird, zeigt ein weiteres Beispiel aus der westgeorgischen Stadt Tskaltubo. In den Sanatorien des ehemaligen Kurzenters wurden Tausende von Flüchtlingen aus Abchasien untergebracht – manche leben schon seit über 20 Jahren hier,

ohne Perspektiven auf eine Rückkehr. Integrationsbemühungen von Seiten der georgischen Regierung gebe es erst seit kurzem, sagt Tamara Janashia, Leiterin des Culture and Management Lab, einer Plattform für die Förderung zeitgenössischer Kultur in Georgien. «Dazu gehört auch, dass man diesen Menschen Anregung offeriert, so dass sie ihre kreativen Seiten

nicht bloss im Kreis zu drehen», betont Tamara Janashia. «Wir wollen nicht isoliert bleiben, sondern zu dieser Welt gehören.» Mit Begeisterung erinnert sie sich an den Workshop von Franziska Koch aus der Schweiz, die mit Jugendlichen aus Abfallmaterial Instrumente gebaut hat: «Das war bezaubernd – so etwas gab es bisher in Georgien nicht.» ■

Service



Svenn/forfilm/Phanos

Reisen

Fair unterwegs

(gn) Tourismus ist weltweit einer der bedeutendsten Wirtschaftszweige; laut der UN-Welttourismusorganisation (UNWTO) wurden 2014 über eine Milliarde internationale Reisen unternommen. Bei Touristinnen und Touristen immer beliebter wurden in den letzten Jahren Destinationen in Entwicklungs- und Schwellenländern. Damit aber der Tourismus auch der örtlichen Bevölkerung etwas bringt, braucht es, analog zum Fairtrade in anderen Bereichen, entsprechende Rahmenbedingungen. Das neu gestaltete Reiseportal Fairunterwegs zeigt, wie Tourismus fair und nachhaltig gestaltet werden kann, so dass Ferien nicht nur für die privilegierten Reisenden zu einem positiven Erlebnis werden, sondern auch für ihre Gastgeber. Die vom Arbeitskreis Tourismus & Entwicklung zusammengestellten und täglich aufdatierten News und Informationen aus aller Welt sind ein einmaliger Fundus an Themen, die manchmal erst auf den zweiten Blick mit Tourismus in Zusammenhang stehen. Mit zahlreichen Tipps sowie Hintergrundberichten zu Destinationen und Trends bietet Fairunterwegs aber nicht nur jenen die Ferien planen oder im Tourismusgeschäft tätig sind unverzichtbare Informationen, sondern auch spannende Lektüre für alle Daheimgebliebenen.

www.fairunterwegs.org

Musik

Musikalischer Kosmos

(er) Unverdrossen präsentieren die Gestalter des Paléo-Festivals in Nyon, das seine 40. Auflage feierte, «Klänge von anderswo». Dazu gehört seit 2003 das «Village du Monde», wo es dieses Jahr musikalische Trouvaillen aus dem Fernen Osten zu entdecken gab, dokumentiert in einer subtil und kompetent zusammengestellten Kompilation von 18 Tracks aus Ländern wie der Mongolei, China, Japan, Russland (Tuwa), Taiwan, Südkorea und Thailand. Sie

bietet eindrücklich fesselnde Hörerlebnisse aus einem jahrtausendealten und musikalisch verschwenderischen Kosmos. Die Kontraste sind einzigartig: Die Tuwa-Gruppe Huun Huur Tu pflegt den diphtongischen



Gesang aus Kehlkopf- und Mund- oder Nasen-Stimme, begleitet von Pferdekopfgigen; das mongolische Sextett Hanggai verbindet galoppierende Violinen-Akkorde mit schneidendem Punk-Rock und der chinesische Maultrommelvirtuose Wang Li entlockt seinem Instrument eine feine, fast futuristisch wirkende Meditation. Aufhorchen lässt zudem die japanische Stimmetechnik der Sängerin Maïa Barouh, die damit in Pop-Elektronik surft. Und, und, und... *Various: «Extrême-Orient – Paléo Festival Nyon – Village du Monde 2015» (Paléo Festival Nyon/Disques Office/RTS)*

Atemberaubend intensiv

(er) Durch den Sklavenhandel gelangte eine stimmige Melange von jazzigen Elektro- und Pop-Avantgarde-Sounds und rituellen Yoruba-Melodien von Westafrika nach Kuba. «Contemporary Negro-Spirituals» nennen die französisch-kubanischen Zwillingschwestern Lisa-Kaindé und Naomi Díaz ihren Stil. Die 20-jährigen Töchter des 2006 verstorbenen kubanischen Congaspielers Miguel Angá Díaz (Buena Vista Social Club) haben als Duo Ibeyi (Gott der Zwillinge) ein aufsehenerregendes Album eingespielt. Seelenvoll gleitet die helle Stimme von Lisa-Kaindé dahin, umspielt dabei die nicht minder faszinierende Stimme von Naomi – bis sich beide in zweistimmigen Harmonien finden. Die sehr persönlichen Lyrics des mehrsprachigen Gesangs sind Erinnerungen an die Toten, handeln von Orishas-Gottheiten, aber auch von der Einsamkeit des Grosstadtlebens. Dazu entwickelt ein spröder Klangteppich von gewandten E-Piano- sowie Synthesizerläufen und



von einnehmenden Rhythmen des Kistenschlagzeugs Cajón und der Bodypercussion eine atemberaubend vibrierende Intensität.

Ibeyi: «Ibeyi» (XL Recordings/Musikvertrieb)

Berückend tiefgründig

(er) Eine glasklare Stimme interpretiert klassische Gedichte der persischen Lyriker und Mystiker Hafez (1320-1389), Rumi (1207-1273) und Omar Khayyam (1048-1131). Untermalt wird der betörende Gesang durch sacht dahinperle Klavierakkorde mit jazzigen Anklängen und behutsamen Keyboardspuren eines norwegischen Pianisten. Dazu setzen zwei Musiker aus Teheran mit der Kamancheh, einem persischen Saiteninstrument, und der Percussion rhythmische Akzente: Das ist die zeitlose Musik der iranischen Sängerin Masha Vahdat. Sie verbindet damit auf berückend tiefgründige Art und Weise die Harmonie von zeitgenössischer Musik mit der Anmut traditioneller Poesie. Die Texte sind im liebevoll gestalteten Booklet ihres in einer Osloer Kirche eingespielten ersten Soloalbums in Persisch und Englisch aufgeführt. Die 42-Jährige setzt sich seit Jahren für die künstlerische Freiheit ein, insbesondere für diejenige der iranischen Musikerinnen, die, wie sie selbst, in ihrer Heimat nicht öffentlich auftreten dürfen. *Mahsa Vahdat: «Traces Of An Old Vineyard» (Kirkelig Kulturverksted/Indigo)*

Die Welt der Frauen

(gn) Monica Lucas lebt in Korrongo, einem kleinen Massai-Dorf in Tansania. Früh Witwe geworden, musste sie hart kämpfen, um ihren sechs Kindern zumindest die Grundschule zu ermöglichen. Holo Makwaia ist Staatsanwältin und arbeitete für das Ruanda-Tribunal, Asia Kimaryo eröffnete 2006 ein Kaffee in der nordtansanischen Stadt Moshi und beschäftigt alleinstehende Mütter, die Journalistin Vicky Ntetema kämpft gegen die Diskriminierung von Albinos... Dies sind einige Beispiele von Frauen, denen die Leserin, der Leser im jüngsten Reiseführer über Tansania begegnet. Die



Giuseppa Salerno

Reiseschriftstellerin Elisabeth Thorens und die Entwicklungsfachfrau Carin Salerno haben mit «Le Monde des Femmes» ein spezielles Reisebuch geschrieben: Sie nehmen uns mit auf eine Reise durchs Land und fokussieren dabei in Wort und Bild auf das Leben der Frauen, ihre Arbeit, ihre Kunst und ihre Träume. Die Gespräche von Frau zu Frau zeugen von erstaunlicher Offenheit und Nähe zwischen den befragten

Tansanierinnen und den Buchautorinnen. Weitere Begegnungen mit Frauen in anderen Ländern sind geplant: Mitte 2016 erscheint unter dem Label «Le Monde des Femmes» ein Reisebuch über Myanmar, ein dritter Band ist der Schweiz gewidmet. «Le Monde des Femmes» von Elisabeth Thorens und Carin Salerno, franz. und engl. Édition d'en bas, Lausanne 2015

Somalische Odyssee

(gn) Der Strassenjunge Jama lebt mit seiner Mutter in Aden. Mit Fabrikarbeit hält sie sich und ihren Sohn mehr schlecht als recht über Wasser. Als sie stirbt, schlägt sich Jama nach Somaliland zu seinen Verwandten durch. Die Suche nach seinem Vater, der einst Chauffeur viel Geld zu verdienen, treibt den Jungen weiter und führt ihn von 1935 bis 1947 durch das von Kolonialismus und Faschismus gebeutelte Ostafrika, nach Dschibuti, Eritrea, Ägypten, in den Sudan und schliesslich nach London. Eindrücklich schildert die somalisch-britische Autorin Nadifa Mohamed in ihrem Erstlingswerk «Black Mamba Boy» die Armut und die archaische Gesellschaft, aus der Jama stammt sowie seine Odyssee durch die Wirren des Zweiten Weltkriegs. Als Vorbild diente ihr dabei die Geschichte

ihres Vaters. Obschon diese über ein halbes Jahrhundert zurückliegt, wirken die Schilderungen von Jamas Erlebnissen verstörend aktuell: Immer noch nehmen Tausende Flüchtlinge aus dem krisengeschüttelten Ostafrika Reisen ins Ungewisse in Kauf, um Armut und Gewalt zu entkommen. Im Gegensatz zu Jama, erwartet sie aber oft kein Happy End.

«Black Mamba Boy» von Nadifa Mohamed, Verlag C.H.Beck München 2015

Abonnieren Sie den DEZA-Newsletter!

Internet Der Newsletter der DEZA enthält ausgewählte Informationen über die schweizerische Entwicklungszusammenarbeit und die humanitäre Hilfe. Jede Ausgabe beleuchtet ein aktuelles Thema. Darüber hinaus informiert er über Projekte, Publikationen, Filme und Veranstaltungen. Der Newsletter erscheint alle zwei Monate in deutscher, französischer, italienischer und englischer Sprache. www.deza.admin.ch/newsletter



DEZA

Fernsucht



zvg

Sowjetisches Freiluftmuseum

Der Genfer Fotograf Nicolas Righetti, hat mehrere Reportagebücher veröffentlicht, darunter eines über Transnistrien.

Seit 2010 bin ich fünfmal nach Transnistrien gereist. Ich wollte wissen, wie es sich in einem Land lebt, das nicht existiert. Die autonom agierende sezessionistische Region innerhalb der Republik Moldawien hat eine Verfassung, eine Währung, eine Armee, einen Präsidenten... kurz, alle Attribute, die zu einem Staat gehören. Die internationale Gemeinschaft anerkennt dies jedoch nicht. Vor Ort habe ich ein sowjetisches Museum unter freiem Himmel entdeckt. Die Leute leben in der Nostalgie der UdSSR, lassen Erinnerungen und Traditionen weiterleben. Die Leninstatue ist frisch gestrichen. Am Nationalfeiertag tragen die Männer und Frauen stolz ihre Medaillen, diese Symbole einer längst vergangenen Epoche. Ein anderes Relikt der Vergangenheit ist der immer noch gültige sowjetische Pass. Genau wie mit jenem von Transnistrien, kann man damit jedoch nirgendwo hinreisen. Dies hindert die Bewohner nicht daran, in Massen zu emigrieren. Vor allem nach Moskau, um der andauernden Arbeitslosigkeit zu entfliehen. Einen russischen Pass erhalten sie ohne Probleme.

(Aufgezeichnet von Jane-Lise Schneeberger)

Impressum

«Eine Welt» erscheint viermal jährlich in deutscher, französischer und italienischer Sprache.

Herausgeberin

Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA)

Redaktionskomitee

Manuel Sager (verantwortlich)
Catherine Vufray (Gesamtkoordination)
Marie-Noëlle Bossel, Sarah Jaquéry, Pierre Maurer, Gabriela Neuhaus, Christina Stucky, Özgür Ünal

Redaktion

Gabriela Neuhaus (gn – Produktion),

Luca Beti (lb), Jane-Lise Schneeberger (jls), Mirella Wepf (mw), Ernst Rieben (er)

Gestaltung

Laurent Cocchi, Lausanne

Lithografie und Druck

Vogt-Schild Druck AG, Derendingen

Wiedergabe

Der Nachdruck von Artikeln ist, nach Bewilligung durch die Redaktion, unter Quellenangabe gestattet. Belegexemplare erwünscht

Abonnemente und Adressänderungen

«Eine Welt» ist gratis (nur in der Schweiz) erhältlich bei: EDA, Informationsdienst, Bundeshaus West, 3003 Bern

E-Mail: deza@eda.admin.ch
Tel. 058 462 44 12
Fax 058 464 90 47
Internet: www.deza.admin.ch
860215346

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

Gesamtauflage: 51 200

Umschlag: Rohstoffbörse, Addis Abeba; Jan Granup/laif

ISSN 1661-1667

«Um Gutes zu tun, muss man halt auf die grossen Gewinne verzichten, deshalb gibt es nur so wenige soziale Unternehmungen.»

Patrick Struebi, Seite 13

«Statt immer neue Systeme zu erfinden um Geld zu generieren, muss das Nothilfesystem effizienter und reaktionsfähiger werden.»

Laurent Ligozat, Seite 29

«Alle Menschen brauchen kreative Formen, um sich auszudrücken. Wo diese Fähigkeiten verloren gehen, drohen Gewalt und Krieg.»

Iman Aoun, Seite 32
